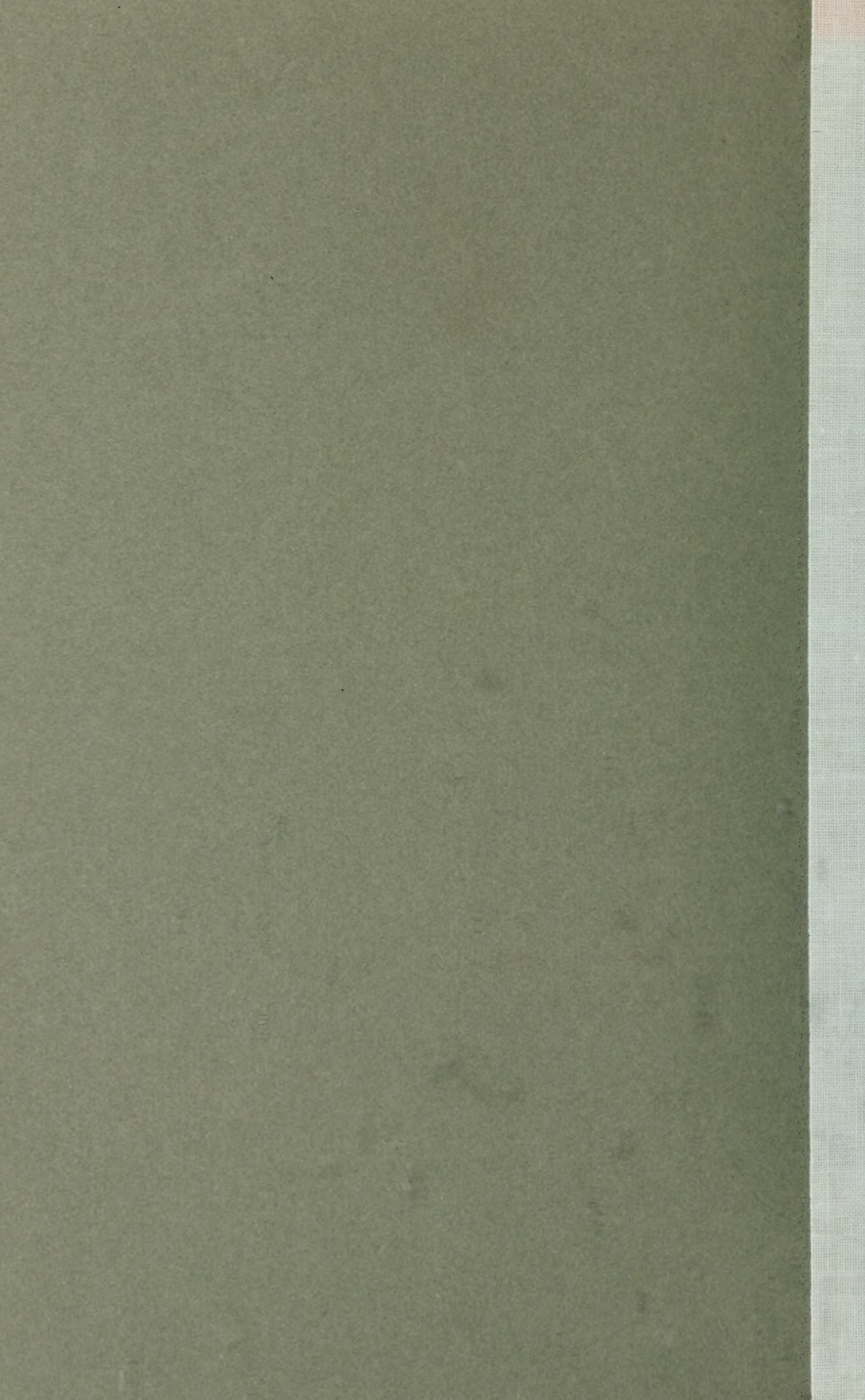
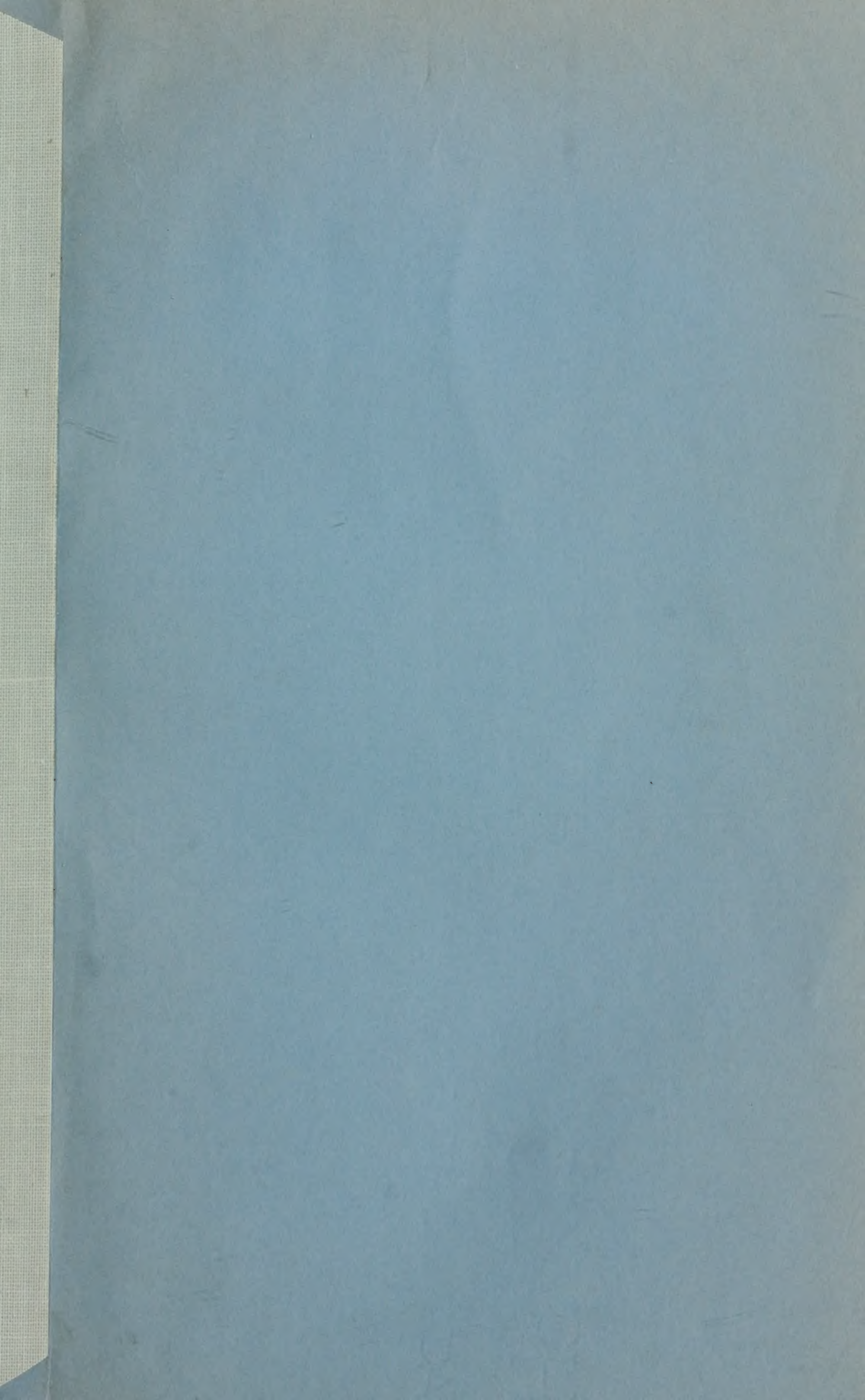
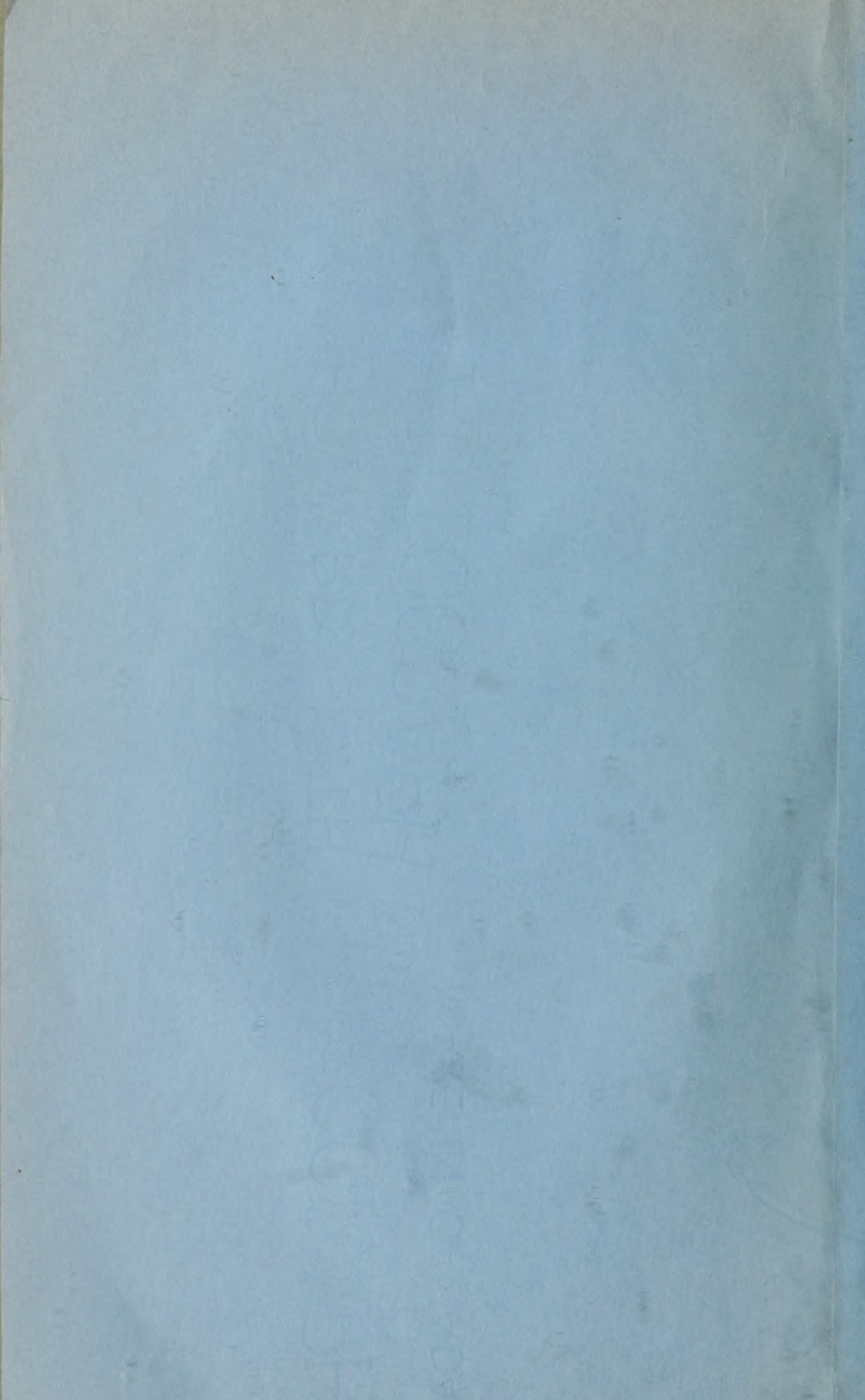


Boyd, William Falconer
John Stuart Mills Utilitarismus im Vergleich mit dem seiner Vorgänger







John Stuart Mills Utilitarismus

im Vergleich mit dem seiner Vorgänger.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

einer

Hohen Philosophischen Fakultät

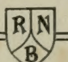
der

Universität zu Tübingen

vorgelegt von

William Falconer Boyd, M. A., B. D.

aus Aberdeen (Schottland).



Borna - Leipzig

Buchdruckerei Robert Noske

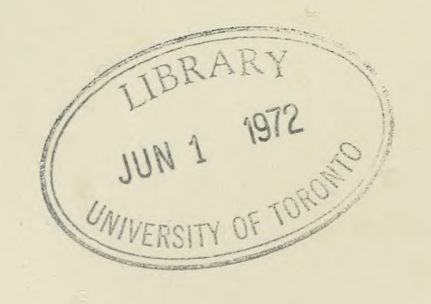
1906.

Gedruckt mit Genehmigung der philosophischen Fakultät
der Universität Tübingen.

Referent: Professor Dr. Heinrich Maier.

3. März 1906.

Meiner Mutter.


LIBRARY
JUN 1 1972
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhaltsverzeichnis.

Literaturverzeichnis.

John Stuart Mill, Utilitarianism. London (1863) 1897.

Ders., Autobiography. London 1873. Übersetzt von K. Kolb. Selbstbiographie 1874.

Ders., On Liberty. 1859.

Ders., A System of Logic, Ratiocinative und Inductive. London (1843) 1884.

Ders., Examination of the Philosophy of Sir William Hamilton. London 1865.

Ders., Principles of Political Economy. 1848.

Ders., Dissertations and Discussions. I u. II 1859, III 1867, IV 1874.

Ders., Gesammelte Werke. Herausgegeben von Theodor Gomperz. Leipzig 1869—79.

James Mill, Analysis of the Phenomena of the human Mind. 2nd Edition edited by J. S. Mill. London 1869.

Bentham, Collected Works, edited by Bowring. Edinburgh 1843.

Ders., Prinzipien (der Moral und) der Gesetzgebung. Cōln 1833.

Paley, Moral Philosophy, edited by Bain. Edinburgh 1852.

Hume, Works, edited by T. H. Green und Grosse. London 1874.

Hobbes, Shaftesbury, Hutcheson, Butler in Selby Bigge's British Moralists. Oxford 1897.

Sidgwick, Methods of Ethics. 3th Edition. London 1884.

Ders., History of Ethics. London. 4rd Edition 1896.

Leslie Stephen, The English Utilitarians. London 1900.

Charles Douglas, John Stuart Mill, a Study. Edinburgh 1895. (Übersetzt Freiburg i. B. 1897.)

Ders., Ethics of John Stuart Mill. Edinburgh 1897.

Bergmann, Über den Utilitarismus. Marburg 1883.

Bain, John Stuart Mill, a Criticism. London 1882.

Saenger, John Stuart Mill, sein Leben und Lebenswerk. Stuttgart 1901.

H. Lauret, Philosophie de Stuart Mill. Abhand. Paris 1886.

G. Sutherland, An aledged Gap in Mill's Utilitarianism. Mind. O. S. Vol. XI 1886.

G. v. Gizycki, Über den Utilitarismus, in Vierteljahrsschr. f. w. Phil. Bd. 8.

L. Busse, Zur Beurteilung des Utilitarismus, in Zeitschrift für Phil. Bd. 105.

Eucken, Grundbegriffe der Gegenwart. Leipzig 1892.

Lecky, History of European Morals. London 1869.

Die Zitate aus Mills Werken habe ich im allgemeinen den Übersetzungen von Gomperz und Kolb entnommen, nur wo keine Übersetzung vorlag und wo es mir für das Verständnis dienlicher erschien, habe ich eine eigene Übersetzung gegeben.

In seinem Buche über John Stuart Mill zitiert Saenger[1]) aus der „Fortnightly Review“ einen Artikel von Professor Henry Sidgwick: „Es würde interessant sein, die Veränderungen zu zeichnen, die das System Benthams erfahren hat in der Lehre seines berühmtesten Nachfolgers durch die vereinigten Einflüsse der comtischen Soziologie, Assoziations-Psychologie und neu-baconischen Logik.“ Saenger fügt die Bemerkung hinzu, daß diese Aufgabe bisher ungelöst geblieben sei. Die folgende Arbeit hat einen Teil dieser Aufgabe zum Gegenstand: sie behandelt Mills Ethik im Vergleich mit der seiner Vorgänger.

Zum Verständnis der vielseitigen Arbeit Mills dürfte eine Vergegenwärtigung seiner geistigen Entwicklung unumgänglich sein. Zweifellos hat auf die Gestaltung philosophischer Gedankenreihen weithin auch der innerste Charakter des Philosophen bestimmenden Einfluß, so daß man sich die Persönlichkeit des Denkers vor Augen halten muß, wenn man seine Lehre völlig verstehen will. In besonderem Maße gilt das von Mill. Man tut ihm sehr Unrecht, wenn man sein ethisches System nach dem kurzen Traktat „Utilitarismus“ beurteilt. Bei einem solchen Verfahren erscheint sein Werk als eine Anhäufung von Widersprüchen. Um Mill gerecht zu werden, muß man versuchen, den Ausgangspunkt seines Denkens zu verstehen und die Bedingungen, die seine Entwicklung beeinflußt haben, aufzudecken.

In der Einleitung werden wir deshalb Mills Entwicklung und Ausgangspunkt darzustellen suchen. Die Untersuchung selbst gliedern wir in zwei Teile: die erste behandelt Mills

[1]) Saenger, „John Stuart Mill, sein Leben und Lebenswerk“ S. 66.

Methode und Lehre im Vergleich mit denen seiner Vorgänger und schließt daran eine kurze Erörterung über den Wert der Millschen Lehre.

Mills geistige Entwicklung und Ausgangspunkt.

§ 1.

John Stuart Mill wurde am 20. Mai 1806 in London geboren. Sein Vater, James Mill, der Verfasser der „Geschichte Indiens“ und der „Analyse der Phänomene des menschlichen Geistes“, ist sein einziger Erzieher gewesen. Der ältere Mill hat selbst einen interessanten Lebensgang durchgemacht. Geboren in Schottland als Sohn eines Schuhmachers, studierte er in Edinburgh, um sich für den schottischen Kirchendienst auszubilden. Da ihm aber keine Stelle angeboten wurde, und der Beruf als Hauslehrer ihn nicht befriedigte, ging er 1802 nach London, wo er sich der literarischen Tätigkeit widmete und seine „Geschichte Indiens“ schrieb. Hier traf er Bentham und wurde ein überzeugter Jünger des berühmten Rechtsphilosophen. Von Theologie und Religion wandte er sich völlig ab, weshalb auch der Religionsunterricht in der Erziehung seines Sohnes keinen Platz erhielt. Der ältere Mill war kein Gefühlsmensch. In ihm herrschte die klare, kalte Vernunft. Seine Natur war streng, schroff und unsympathisch, und seine Erziehungsmethode konnte schlechterdings nicht mild genannt werden.

Mill hatte kaum sprechen gelernt, als der Vater mit seiner systematischen Erziehung begann. Er unterrichtete den Dreijährigen im Griechischen, und schon vor Vollendung des vierten Lebensjahres übersetzte der Knabe Aesops Fabeln und Xenophons Anabasis. In den folgenden vier Jahren machte er sich der Reihe nach mit den berühmtesten Autoren der griechischen Sprache bekannt, mit Herodot, Xenophon, Lucian und Plato. Darüber wurden aber die englischen Schriftsteller nicht versäumt. So las er die Geschichts-

darstellungen von Robertson, Hume, Gibbon, Rollin, Langhornes Plutarch u. a. m. Auch Algebra und Geometrie wurden früh schon in seinen Lehrplan aufgenommen, und so brachte er es dazu, daß er selber noch ein Knabe schon zum Erzieher seiner jüngeren Geschwister bestellt wurde. Von seinem achten bis zwölften Jahre las er vollends alle Werke der griechischen Literatur, die ihm bisher noch fremd geblieben waren, den Homer und vor allem die Dramatiker sowie Thucydides, Demosthenes und die Rhetorik des Aristoteles. Gleichzeitig machte er sich auch an das Studium des Lateinischen: Vergil und Horaz, Ciceros Reden und die Schriften von Tacitus beschäftigten ihn damals. Daneben studierte er historische Werke und versuchte nun auch von sich aus eine Geschichte Roms zu schreiben. Ganz besonders aber interessierten ihn in dieser Zeit die englischen Dichter; wie er selbst erzählt, vertiefte er sich mit größter Begeisterung in die Lektüre von Milton, Burns, Gray, Goldsmith und Scott. In seiner Liebe für die Poesie finden wir einen Charakterzug angedeutet, der Mill von seinem Vater und Bentham völlig trennte. Sein Vater empfahl ihm zwar Verse zu machen, weil manche Dinge sich besser und eindringlicher in Poesie ausdrücken ließen und weil die Menschen die poetische Darstellung der prosaischen vorzögen, aber poetisches Gefühl war seiner wirklichen Natur völlig fremd. Mehr Wert als auf diese poetischen Übungen legte er auf Mathematik und Naturwissenschaft, worin der Unterricht eifrig fortgesetzt wurde. Der junge Mill brachte es in der Mathematik bis zur Differentialrechnung und las mit Vorliebe Abhandlungen über Chemie und Physik.

In seinem zwölften Lebensjahre fing der künftige Verfasser der deduktiven und induktiven Logik mit seinem philosophischen Studium an. Aristoteles' Organon wurde gelesen und studiert, auch einige scholastische Traktate über Logik und Hobbes „Computatio sive logica". Als er dreizehn Jahre alt war, wurde ihm von seinem Vater Unterricht in der Staatswissenschaft erteilt, und Mill lernte die Lehre der

Benthamianer kennen. Man nahm Ricardos „Prinzipien“ durch und kritisierte das bahnbrechende Werk Adam Smiths „Wealth of Nations“ von dem Benthamischen Standpunkt aus.

Im Jahre 1820, also in Mills vierzehntem Lebensjahre, schickte ihn sein Vater für die Dauer eines Jahres zu Freunden nach Südfrankreich. Sein dortiger Aufenthalt bildete die schönste Erinnerung seiner Jugend. Er fühlte sich völlig zu Hause unter den Franzosen, deren offenes, freundliches Wesen für ihn einen höchst angenehmen Kontrast zu der Verschlossenheit und Zurückhaltung der Engländer bildete.

§ 2.

Nach England zurückgekehrt, setzte er seine Studien fort. Sein philosophischer Standpunkt in dieser Zeit ist der eines Benthamianers. Während des Winters 1821—22 studierte er mit John Austin, dem berühmtesten Anhänger Benthams auf dem Gebiet der Rechtswissenschaft, englisches Recht, mit der Absicht, Jurist zu werden. Beim Beginn seiner juristischen Studien unter Austin empfahl ihm sein Vater Benthams Hauptspekulationen, wie sie von Dumont in dem „Traité de la Législation“ dargestellt waren. In seiner Selbstbiographie erzählt Mill, daß die Lektüre dieses Buches eine Epoche in seinem Leben, einen der Wendepunkte in seiner geistigen Entwicklung bildete. „Meine bisherige Erziehung,“ fährt er fort, „war in einem gewissen Sinne bereits ein Kurs Benthamismus gewesen, da man mich stets gelehrt, an das „höchste Glück“ stets das benthamische Richtmaß anzulegen“.[1] „Als ich die ersten Blätter von Bentham las, brach die Bedeutung seines Prinzips mit der vollen Kraft der Neuheit auf mich herein; einen besonderen Eindruck aber machte auf mich das Kapitel, in welchem Bentham den Stab bricht über die gewöhnlichen Arten des Räsonierens in der Moral und der Gesetzgebung, die man aus Phrasen, wie ‚Naturrecht‘, ‚ge-

---

[1]) Selbstbiographie S. 53.

sunder Menschenverstand', ,moralisches Gefühl', ,natürliches Rechtsgefühl' und dergleichen ableiten will und darin eben einen verhüllten Dogmatismus erkennt, der seine Gefühle andern aufhalst unter dem Deckmantel hochtönender Ausdrücke, die für diese Gefühle keinen Grund angeben, sondern sie als Selbstgründe postulieren. Früher war mir nie aufgefallen, daß Benthams Prinzip alledem ein Ende machen werde, aber jetzt stand es klar vor mir, daß alle anderen Moralisten überboten seien und mit diesem Buche eine neue Ära des Denkens beginne. Der Eindruck wurde noch verstärkt durch die Art, wie Bentham die Anwendung seines Glückseligkeitsprinzips auf die Moral der Handlungen in eine wissenschaftliche Form brachte, indem er die verschiedenen Klassen und Ordnungen ihrer Folgen analysierte."[1]) Mill schließt seine Äußerungen mit folgender Bemerkung: „Als ich den letzten Band des „Traité" niederlegte, war ich ein ganz anderer Mensch. Das Utilitätsprinzip, wie es Bentham verstand, und in diesen drei Bänden zur Anwendung brachte, bildete nun den Schlußstein, der alle die abgerissenen fragmentarischen Teile meines seitherigen Glaubens und Wissens zusammenhielt, und verlieh meinen Vorstellungen von den Dingen eine Einheit. Ich hatte jetzt Ansichten, einen Glauben, eine Doktrin, eine Philosophie und (im besten Sinne des Wortes) eine Religion, deren Predigt und Verbreitung zur äußeren Hauptaufgabe meines Lebens gemacht werden konnte."[2])

Die anderem Werke von Bentham wurden dann als Privatlektüre gelesen, während unter der Leitung des Vaters Locke, Helvetius und Hartley studiert wurden. Hartleys „Beobachtungen über den Menschen" (Observations on Man) zeigten Mill, wie die Lehre von der Vorstellungsassoziation sich auf geistige Phänomene anwenden läßt. In dieser Zeit schrieb sein Vater seine „Analyse", und Mill las dieselbe,

---

[1]) Selbstbiographie S. 53—54.

[2]) Selbstbiographie S. 55.

noch bevor sie gedruckt wurde im Manuskript. Unter den Büchern, die ihn besonders beeinflußten, erwähnt er Philip Beauchamps „Analyse des Einflusses der natürlichen Religion auf die zeitliche Seligkeit der Menschheit" — eine Untersuchung über die Nützlichkeit des religiösen Glaubens. Der eingehende Charakter derselben übte, Mills Erzählung nach, die größte Wirkung auf ihn aus.

Von dieser Zeit an verkehrte Mill mit dem Kreise seines Vaters und Benthams. Grote, Austin und Ricardo werden von ihm erwähnt als solche, die in seinem Vater ihren Führer, Philosophen und Freund sahen. Derart vergrößerte sich Mills Bekanntenkreis, und in seiner Begeisterung für die Lehre Benthams faßte er den Plan, eine Gesellschaft solcher zu gründen, die das Prinzip der Nützlichkeit in der Ethik und Politik anerkannten. Diese Vereinigung, die im Winter 1822—23 gestiftet wurde, trug den Namen „Utilitarian Society". Mill erzählt, daß er das Wort „Utilitarian"[1]) in einem Roman von Galt „Annals of the Parish" gefunden habe, wo der Geistliche seine liebe Gemeinde ermahnt dem Evangelium treu zu bleiben und nicht Utilitarier zu werden. Die Vereinigung zählte nie viele Mitglieder und wurde 1826 aufgelöst.

1823 wurde Mill auf dem Bureau der ostindischen Gesellschaft als Korrespondent angestellt. In dieser Stellung blieb er 35 Jahre. Unterdessen suchte er eifrigst die Lehre Benthams zu verbreiten. Er schrieb zahlreiche Artikel in verschiedene Zeitschriften im Dienst des Radikalismus der Utilitarier und war bis 1828 der tätigste Mitarbeiter an der „Westminster Review", dem damaligen Organ seiner Partei.

---

[1]) Das Wort Utilitarier wurde von Bentham schon 1771 angewandt, und 1781 bemerkte er Dumont gegenüber, daß Utilitarier und nicht Benthamianer der richtige Name für seine Anhänger sei (Wk. X 92, 390), später kam ihm der Ausdruck „Utilitarismus" zu unbestimmt vor und er ersetzte ihn durch „das Prinzip des größten Glücks der größten Anzahl" (Wk. I 271).

§ 3.

Bis dahin haben wir Mill als überzeugten Benthamianer kennen gelernt. Seine ganze Erziehung sowie seine geistige Umgebung hatten ihn dazu gemacht. Jetzt aber trat ein Wendepunkt in seiner Entwicklung ein, der von ungeheurer Wichtigkeit für seine spätere Lehre geworden ist. Er erzählt, wie er an einer Nervenabspannung litt, die von einer tiefen psychischen Depression begleitet war. Er glaubte sich selbst in dem Zustand, in dem der bekehrte Methodist sich befindet, wenn das Bewußtsein seiner Sünden über ihn kommt. „In dieser Geistesstimmung", erzählt Mill, „fiel es mir ein, unmittelbar an mich die Frage zu richten: »Gesetzt daß alle deine Lebensziele verwirklicht wären, daß alle die Veränderungen in den Einrichtungen und in dem Geiste der Menschen, denen du entgegensiehst, in diesem Augenblick vollständig durchgeführt werden könnten, würdest du froh und glücklich sein?« und eine ununterdrückbare Stimme in meinem Innern antwortete deutlich »Nein«. Da sank mein Mut, und die ganze Grundlage, auf die ich mein Leben gebaut hatte, brach zusammen. Mein Glück bestand also nur in dem fortwährenden Ringen nach diesem Ziele. Das Ziel selbst hatte seinen Zauber für mich verloren; wie konnte ich je wieder ein Interesse an den Mitteln gewinnen? Es schien mir nichts mehr übrig zu bleiben für das ich leben mochte." [1])

Mill suchte die Ursachen für diese melancholische Geistesstimmung in einem Mangel seiner Erziehung. Die Gefühlsseite seines Geisteslebens war in dem Erziehungsplan seines Vaters völlig vernachlässigt worden. Sein ganzes Studium hatte ihn zu dem Glauben veranlaßt, daß alle geistigen und moralischen Gefühle und Eigenschaften, gute sowohl wie schlechte, Resultate der Assoziation seien. Er hatte seinen Vater oft behaupten hören, daß die Erziehung den Zweck habe, möglichst starke Assoziationen von heilsamer Art zu bilden. Aber, dachte Mill, wenn man anfängt, die Tätigkeit

[1]) Selbstbiographie S. 110—111.

der Analyse zu üben, die uns von so vielen Täuschungen und Vorurteilen befreit, dann brechen alle diese willkürlichen Assoziationen zusammen und die Gefühle der Freude, der Begierde, die Sympathie und die moralischen Tugenden verschwinden. Er wußte, daß die Freunde, die er am meisten ehrte, der Meinung waren, das Mitgefühl mit anderen und seine praktische Betätigung seien die größten und zuverlässigsten Quellen der Freude. Auch er war davon überzeugt, aber der Glaube an die beglückende Macht dieser Gefühle war nicht imstande, ihm diese Gefühle zu geben, und er sah kein Mittel, eine Neubildung seines Charakters anzuregen, und „in einem Geiste, der jetzt unwiederbringlich analytisch war, frische Assoziationen für irgend einen Zielpunkt des menschlichen Begehrens zu schaffen“.[1]) Die Lektüre der Memoiren von Marmontel überzeugte ihn jedoch, wie er selbst erzählt, daß sein Gefühlsleben nicht in ihm erstorben, „daß er kein Stock oder Stein“ sei, und diese Erkenntnis verscheuchte nach und nach seine traurigen Gedanken.

Als Folgen dieser Periode seines Lebens bezeichnet Mill Veränderungen in seinem Charakter und in seinen Anschauungen, die denn auch in seiner Philosophie zutage treten. Erstens war er gezwungen, sich eine ganz andere Lebenstheorie anzueignen. „Ich schwankte in der Tat nie in der Überzeugung, daß Glück der Prüfstein aller Verhaltungsregeln und der Endzweck des Lebens sei, aber jetzt dachte ich, dieser Zweck lasse sich nur erreichen, wenn man ihn nicht zum unmittelbaren Ziel mache. Bloß diejenigen sind glücklich, dachte ich, welche ihren Sinn auf irgend etwas anderes als auf das eigene Glück gesetzt haben, — auf das Glück anderer, zum Beispiel auf die Veredelung der Menschheit, ja sogar auf irgend eine Kunst oder Beschäftigung, welche als ein ideales Ziel, nicht als Mittel zum Zweck, sondern um ihrer selbst willen erstrebt werden. Während man nach etwas anderem zielt, findet man das Glück unterwegs. Die Freuden

[1]) Selbstbiographie S. 115.

des Lebens, so lautete jetzt meine Theorie, reichen aus das Leben angenehm zu machen, wenn man sie im Vorbeigehen mitnimmt, ohne sie zu einem Hauptobjekt zu machen; tut man das letztere, so wird man sie sogleich ungenügend finden, da sie vor einer eingehenderen Prüfung nicht stichhalten. — Diese Theorie wurde nun die Grundlage meiner Lebensphilosophie, und sie erscheint mir auch jetzt noch als die beste für alle diejenigen, welche die Empfänglichkeit für Genuß nur in mäßigem Grade besitzen, also für die große Mehrheit des Menschengeschlechts." [1])

Die andere große Veränderung in Mills Ansichten, die er selbst ausdrücklich erwähnt, bestand darin, daß er dem Gefühlsleben eine höhere Bedeutung beimaß. Er gewann die Überzeugung, daß die innere Kultur des Individuums eben so wichtig sei wie seine Erziehung zum Denken und Handeln. Die Erhaltung des Gleichgewichts unter den geistigen Fähigkeiten schien ihm besonders wertvoll zu sein. „Die Kultur der Gefühle", sagt er „wurde einer der Kardinalpunkte in meinem ethischen und philosophischen Glaubensbekenntnis, und meine Gedanken und Neigungen wandten sich in zunehmendem Maße allem zu, was geeignet schien, für diesen Zweck als Werkzeug zu dienen." [2])

Mit diesen neuen Gedanken fing Mill an, Poesie, besonders Wordsworth zu studieren, bei dem er das zu finden glaubte, was für seinen geistigen Zustand geeignet war. Damit näherte er sich in seinen Gedanken seinen früheren Gegnern von der Schule Coleridges, besonders F. D. Maurice und John Sterling. Der alten Lehre Benthams steht er von dieser Zeit an viel freier gegenüber. Er ist zwar nie ganz von ihr abgekommen, aber die Erfahrungen, die er gemacht hatte, veranlaßten ihn, sie in vielen Punkten umzubilden.

Wir haben Mill als Schüler seines Vaters und später als überzeugten Benthamianer kennen gelernt und auch die

---

[1]) Selbstbiographie S. 117.
[2]) Selbstbiographie S. 119.

Krisen in seiner geistigen Entwicklung betrachtet. Es bleibt uns noch übrig, August Comte zu erwähnen als eine Persönlichkeit, zu der Mill in engere Beziehung trat. Eine zeitlang betrachtete er sich als Comtes Schüler und eignete sich dessen positivistische, teilweise auch seine soziologischen Gedanken an; doch ist er später von den Eigentümlichkeiten des Franzosen wieder abgekommen. Sofern der Positivismus Wissenschaft und Forschung auf die Feststellung von Gesetzmäßigkeit innerhalb der Erscheinungswelt zu beschränken suchte, bot er Mill nichts eigentlich neues. Dagegen fand unser Philosoph bei Comte zweierlei, was ihm von jeher sympathisch war: erstens die Forderung einer streng wissenschaftlichen Methode (nach Art der in den Naturwissenschaften angewandten), zweitens ein ausgeprägtes Interesse für Soziologie. Auf dem Gebiet der Ethik haben, wie wir später sehen werden, Comtes ausdrückliche Anerkennung der Ursprünglichkeit der Sympathie und der sozialen Triebe im Gegensatz zu Helvetius Ableitung aller Triebe aus dem Egoismus, sowie seine Betonung des Altruismus als der Grundlage des sittlichen und sozialen Handelns in Mills Denken einen nachhaltigen Eindruck zurückgelassen.

Bis an das Ende seines Lebens war Mills Geist für alle neue Gedanken offen; doch blieben seine philosophischen Anschauungen im wesentlichen unverändert, nachdem er sich von jenem in seine geistige Entwicklung so scharf einschneidenden Zweifel losgerungen hatte. Wir haben gesehen, in welch enger Beziehung Mill infolge seiner eigenartigen Erziehung ursprünglich zu seinen Vorgängern, den Benthamianern stand. Zugleich gibt uns das bisherige die Möglichkeit an die Hand, aus Mills Persönlichkeit und Lebenserfahrung heraus die Inkonsequenzen zu verstehen, die uns zahlreich begegnen werden, wenn wir nunmehr Mills Ethik im Vergleich mit der seiner Vorgänger betrachten.

Mills Ethik im Vergleich mit der seiner Vorgänger.

Kapitel I.

Mills Methode.

In der philosophischen Methode ist Mill am wenigsten von seinen Vorgängern losgekommen. Die englische naturwissenschaftliche Tradition, die von Baco an bei Hobbes, Locke, Hume und Hartley herrschte, tritt auch bei Mill entschieden hervor. Mill will vor allem eine wissenschaftliche Ethik haben. In seiner Logik behauptet er die Möglichkeit, eine Wissenschaft der menschlichen Natur, besonders des menschlichen Charakters, aufzustellen. Zwar kann es sich hier um keine vollkommen exakte Wissenschaft handeln, weil man wegen des Mangels an Einzelheiten nicht imstande ist, vorauszusagen, was notwendig geschehen muß. Wohl aber ist auch auf diesem Gebiet eine Wissenschaft in dem Sinne möglich, in dem auch die Meteorologie diesen Namen beansprucht, obgleich sie die Exaktheit der Astronomie nicht besitzt. Dieser deduktiven Wissenschaft des menschlichen Charakters wollte Mill den Namen „Ethologie“ [1]) geben. Damals erschien ihm die Feststellung allgemeiner, auf die Psychologie begründeter Prinzipien oder Gesetze möglich, welche man auf den Charakter des Einzelnen anwenden könnte. Diese Wissenschaft des menschlichen Charakters, die Ethologie, sollte für die Kenntnis des Einzelnen dasselbe leisten, wie die Soziologie für die der Gesellschaft. Die Ausführung dieses Programms ist Mill schuldig geblieben. Er beschränkte sich auf die Soziologie, in der sein Ideal leichter als in der Ethologie erreichbar schien.

Doch die Idee einer wissenschaftlichen Ethik gab Mill niemals auf. Sein intellektuelles Interesse veranlaßte ihn, die Lehre Benthams mit Begeisterung anzunehmen. Er ver-

[1]) Logik VI Kap. V. Ges. Wk. S. 262.

urteilte die populären Systeme der Intuitionalisten, weil sie gar keine wissenschaftliche Methode übten. Whewells Ethik erschien ihm durchaus unwissenschaftlich. „Dessen ‚Elemente der Moral' konnte nichts anderes sein als eine Klassifikation und Systematisierung der landläufigen, allgemeinherrschenden Meinungen, oder sagen wir lieber ein Apparat, um diese im Gebiet der Moral herschenden Meinungen als in sich selbst begründet erscheinen zu lassen." [1]) Mills tiefgegründete Abneigung gegen jede kritiklose Verwertung der öffentlichen Meinung und Sitte in den ethischen Systemen seiner Gegner, der Intuitionalisten, führte ihn zu der Forderung einer erfahrungsmäßigen Wissenschaft der moralischen Tatsachen und Vorgänge. Er erkennt es als durchaus notwendig, seine ethische Theorie aus den zugänglichen Tatsachen des menschlichen Handelns und Begehrens abzuleiten, nicht aus den schwankenden Meinungen und vulgären Vorurteilen, wie sie sich auch nennen mögen. Für diese erkennbaren Tatsachen gilt es, einen objektiven Maßstab zu suchen. Ihn findet Mill in dem Glückseligkeitsprinzip, sofern dasselbe auf die Folgen des menschlichen Handelns bezogen wird. Er sucht keine a priori allgemein gültigen ethischen Prinzipien aus der reinen Vernunft oder aus einer geheimnisvollen Intuition zu deduzieren. Vielmehr geht er von der Tatsache aus, daß einige menschliche Handlungen für den Handelnden und seine Mitmenschen Unglück und Elend als unvermeidliche Folgen nach sich ziehen, während andere Lust für alle mit sich bringen und von der weiteren, daß die Menschheit jene als schlecht und diese als gut beurteilt. Daraus zieht er den doppelten Schluß, erstens: Das sittliche Urteil bezieht sich auf die Folgen des menschlichen Handelns; zweitens: Der Maßstab für Sittlichkeit und Unsittlichkeit ist der Lust- oder Unlustcharakter dieser Folgen. So sagt er ausdrücklich: „Daß die Sittlichkeit der Handlungen von den Folgen, die sie hervorzubringen geeignet sind, abhängt, ist die Lehre

---

[1]) Dissertations and Discussions Vol. II p. 453.

aller vernünftigen Personen aller Schulen, daß das Gute oder das Böse dieser Folgen nur durch ihre Lust oder Unlust gemessen werden soll, ist alles, was der Lehre der Utilitätsschule eigentümlich ist.“ [1])

Diese Betonung der Folgen war der englischen Moralphilosophie keineswegs fremd. Der Wert des guten Willens wäre von den englischen Moralisten nie anerkannt worden, wenn er nicht imstande wäre, sich im praktischen Leben zu verwirklichen. David Hume hat im Jahre 1751 die sogen. Tugenden verglichen und den Schluß gezogen, daß jede Handlung als lobenswert angesehen wird, wenn sie nützlich oder angenehm für uns selbst oder für andere ist. Ebenso beurteilt Paley die Sittlichkeit der Handlungen nach ihren Folgen, ihrer Tendenz, das Wohl der Mitmenschen zu befördern, indem er erklärt, die Sittlichkeit bestehe darin, „den Menschen das Gute zu tun im Gehorsam gegen den Willen Gottes und um der ewigen Glückseligkeit willen“.[2]) Ferner hat Bentham energisch behauptet, daß es ganz unmöglich sei, Handlungen nach einem anderen Gesichtspunkt zu beurteilen. Die Motive sind ganz farblos; nur die Tat kann gut oder schlecht genannt werden, weil sie zur Lust oder Unlust führt.

In dieser Beurteilungsweise nach den Folgen der Handlungen und in der Annahme des Glückseligkeitsprinzips sah Mill die Möglichkeit zur Begründung einer wissenschaftlichen Ethik. Sieht man auf die Folgen, dann bleibt das sittliche Urteil innerhalb der Grenzen der Erfahrung, und es ist die Möglichkeit gegeben, den zur wissenschaftlichen Gültigkeit nötigen Nachweis zu erbringen. So konnte Mill seine induktiven Methoden auf die Ethik anwenden. Die Methode der Ethik ist Induktion und die Tatsachen des menschlichen Tuns und Wollens müssen studiert werden, wie alle anderen Erscheinungen, die den Gegenstand der induktiven Wissenschaften bilden.

---

[1]) Dissertations and Discussions Vol. II p. 384.

[2]) Paley „Moral Philosophy“ p. 65.

Man kann wohl sagen, daß in dieser Beziehung die Nationalökonomie, wie sie von Ricardo, Bentham und James Mill geübt wurde, nicht ohne Einfluß auf Mills ethisches Denken geblieben ist. Sie ist es, die ihn veranlaßt hat, bei den menschlichen Handlungen die Folgen für die Gesamtheit so stark zu betonen, diese Wissenschaft ist ein rein objektives Studium des menschlichen Lebens, das nur mit seiner äußeren Seite, der Hervorbringung, Verteilung und dem Verbrauch der materiellen Güter zu tun hat, eine rein praktische Wissenschaft, die sich nur mit den sichtbaren und rechnungsmäßig feststellbaren Erfolgen der menschlichen Tätigkeit für die Gesamtheit beschäftigt. In dem Utilitarismus ist dieselbe Tendenz vorhanden, nur die äußeren Handlungen und ihre praktischen Folgen bei der Beurteilung in Betracht zu ziehen. Daher war auch die Ethik Benthams eine soziale Ethik, die sich hauptsächlich mit den sittlichen Handlungen in ihrer Bedeutung für die Gesellschaft beschäftigt. Andererseits wurde Mill in seinem Verlangen, die Tatsachen des Geisteslebens wissenschaftlich zu behandeln, sehr stark durch die Lehre von der Vorstellungsassoziation beeinflußt, die er von seinem Vater und Hartley übernommen hatte. Hartley hatte die geistigen Phänomene durch Gehirnbewegungen oder „Vibrationen", wie er sie nannte, erklärt, James Mill hatte sie durch seine „geistige Chemie" zu deuten gesucht. Diese Erklärungsweisen geistiger Vorgänge mußten die Frage hervorrufen, ob sich nicht auch die sittlichen Tatsachen ebenso erklären ließen. Soll aber eine derartige induktive Ethik möglich sein, so muß man irgend einen Kausalzusammenhang zwischen den behandelten Tatsachen annehmen. Dies führt uns zu Mills Lehre vom Determinismus.

Kapitel II.

Mills Determinismus.

Das Problem der Willensfreiheit hat Mill wie andere Philosophen viel beschäftigt. Er hat dasselbe hauptsächlich in

der Logik und in der Prüfung von Sir William Hamiltons Philosophie erörtert. In der Selbstbiographie finden wir, daß er nach der Krise in seinem geistigen Leben von den Ansichten seines Vaters und Benthams nicht mehr befriedigt war. „Die Lehre von der sogen. philosophischen Notwendigkeit lastete wie ein Alp“ [1]) auf seinem Gemüt. Es war ihm, als sei wissenschaftlich bewiesen, daß er nur das Produkt aller der Umstände sei, die auf ihn eingewirkt hatten, und daß sein Charakter wie der aller Menschen durch Einflüsse gebildet worden sei, die völlig außer seiner Macht lagen. Aus diesem Fatalismus aber glaubte er einen Ausweg zu finden. „Ich bemerkte“, sagt er, „daß das Wort Notwendigkeit als Bezeichnung der Lehre von Ursache und Wirkung, sofern sie auf das menschliche Handeln angewendet wird, eine irreleitende Assoziation herbeiführt, und daß diese Assoziation jenen niederdrückenden und lähmenden Einfluß ausübte, den ich erfahren hatte. Ich sah, daß, wenn auch unser Charakter durch die Umstände gebildet wird, doch unser Begehren viel tun könne, um diese Umstände zu gestalten, und daß die Lehre vom freien Willen die begeisternde und veredelnde Überzeugung von einer wirklichen Kraft in sich schließt, die auf die Bildung unseres Charakters einwirken kann, daß endlich unser Wille durch Beeinflussung einiger dieser Umstände unsere künftigen Gewohnheiten oder das Willensvermögen zu modifizieren vermag. All dies vertrug sich gut mit „der Lehre von den Umständen“ oder war vielmehr diese Lehre selbst in der geeigneten Auffassung. Von dieser Zeit an unterschied ich stets genau zwischen der Doktrin der Umstände und dem Fatalismus, indem ich das irreleitende Wort Notwendigkeit ganz aufgab.“ [2])

Mill ist sich des Unterschieds zwischen seiner Lehre und der seines Vaters bewußt, hat aber keineswegs die Lehre

---

[1]) Selbstbiographie S. 140.

[2]) Selbstbiographie S. 141 und vgl. „Examination of Sir W. Hamiltons Philosophy“ p. 517.

von der sogen. Willensfreiheit angenommen. Für seine Auffassung waren vor allem zwei Faktoren bestimmend. Einerseits war es von seiner Methode aus für ihn nötig, die Tatsachen des sittlichen Geschehens in einem regelmäßigen Zusammenhang betrachten zu können. Wenn dieselben ohne jede innere Verbindung aufeinanderfolgten, dann könnte die induktive wissenschaftliche Methode auf sie angewendet werden. Dafür ist es vielmehr notwendig, daß Ursache und Wirkung in den Erfahrungstatsachen des sittlichen Handelns wahrzunehmen sind. Eine Wissenschaft der Ethik könnte nicht bestehen, wenn man im sittlichen Geschehen keinen Kausalzusammenhang konstatieren und damit die Möglichkeit einer Vorausberechnung der Willenshandlungen gewinnen könnte. Andererseits aber zwingt ihn sein Interesse an der Ethik sowohl wie am sozialen Leben zu der Annahme, daß wir, obgleich alle Handlungen aus dem Charakter folgen, trotzdem die Macht haben müssen, den Charakter zu verbessern. Der Charakter wird von äußeren Umständen so beeinflußt, daß er dadurch verbessert werden kann, allein unter die Faktoren, welche diese Umstände gestalten, sind unser eigenes Wollen und Begehren zu rechnen. Wir können unseren Charakter nur ändern, indem wir die auf ihn einwirkenden Umstände zu ändern vermögen. „Wir sind genau ebenso fähig," sagt Mill, „unseren eigenen Charakter zu machen, wenn wir wollen, als andere es waren, ihn für uns zu machen".[1]) Mills Auseinandersetzung ist hier keineswegs befriedigend. Wie Douglas gezeigt hat, übersieht er die Tatsache, daß „der Wille, sich zu ändern, an sich eine Änderung des Charakters ist, daß der Charakter von innen durch die Willensakte, welche ihn selbst ausdrücken, modifiziert wird".[2]) Die Annahme einer unmittelbaren Selbstentwicklung aber wird unmöglich gemacht durch Mills falsche Trennung von Selbstbewußtsein und Charakter. Seine Auf-

---

[1]) Logik. Ges. Werke Bd. 4 S. 550.

[2]) Douglas, J. S. Mill S. 127.

fassung des Selbst ist unzulänglich und nicht zutreffend. Er kommt zu seiner Idee des Selbst oder Subjekts ohne den subjektiven Vorgang zu analysieren und ohne Rücksicht auf die Synthese, welche erst die Erkenntnis ausmacht. Für Mill bleibt das Selbstbewußtsein mehr Gegenstand als eigentliche Bedingung der Erfahrung, wird daher als getrennt von Charakter aufgefaßt, und der Charakter als eine Abstraktion betrachtet. Es entgeht ihm, daß der Charakter nichts ist, wenn wir ihn von der selbstbewußten Persönlichkeit trennen. Unsere Handlungen sind zwar von dem Charakter abhängig, und das hat Mill richtig betont, aber diese Handlungen sind immer die Handlungen einer selbstbewußten Persönlichkeit, und eine solche Trennung des Charakters vom Selbstbewußtsein macht eine Selbstentwicklung des ersteren unmöglich, und doch ist gerade diese Freiheit für die Ethik unumgänglich notwendig. Dagegen übertrifft Mill seine Vorgänger in der starken Betonung des Einflusses, den der menschliche Charakter auf das Handeln ausübt. In der Nationalökonomie hebt er die Aktivität des menschlichen Charakters im Denken und Handeln hervor und sieht den Weg zum allgemeinen sozialen Wohlsein in dem Wachsen des Denkens und in der geistigen Erziehung. In dieser Weise wird Mills Determinismus modifiziert.

Kapitel III.

Die Bedeutung des Utilitarismus.

Nach diesen allgemeineren Betrachtungen kommen wir zum Hauptpunkt der millischen Ethik, wie er sie in dem Traktat „Utilitarismus“ darstellt. Wir schließen uns hier Mill selbst an und halten uns dabei an das zweite Kapitel jenes Traktats, das den „Allgemeinen Bemerkungen“ folgt und die Frage beantwortet: „Was ist das Nützlichkeitsprinzip?“ Hier sucht Mill Mißverständnisse und Vorurteile zu beseitigen und erklärt: „Die Lehre, welche als die Grundlage der Moral das Prinzip der Nützlichkeit oder der größten

Glückseligkeit annimmt, hält dafür, daß Handlungen in dem Grade recht sind, als sie auf Förderung der Glückseligkeit abzielen, und unrecht, insofern sie das Gegenteil der Glückseligkeit bezwecken. Unter Glückseligkeit ist das Vergnügen und die Abwesenheit des Leides zu verstehen, unter Unglückseligkeit das Leid und die Abwesenheit des Vergnügens." [1]) Hier ist zu bemerken, daß das Kriterium der sittlichen Handlungen ihre Tendenz, Lust oder Vergnügen hervorzubringen, ist. Handlungen sind „in dem Grade recht",[2]) als sie die Glückseligkeit befördern. Nach diesen Erklärungen erwähnt Mill eine Reihe von Vorurteilen, die sich gegen diese Theorie geltend machen. Er bemüht sich hauptsächlich nachzuweisen, daß der Utilitarismus weder eine sensualistische noch eine selbstsüchtige Theorie sei.

In der Widerlegung dieses ersten Vorurteils zeigt Mill einen bedeutungsvollen Unterschied von seinen Vorgängern in der benthamischen Schule, der von den meisten seiner Kritiker erwähnt wurde. Er weist den Einwand zurück, daß seine Lehre eine sensualistische sei, eine Lehre für Schweine, indem er verschiedene Arten von Vergnügen unterscheidet. Es gibt höhere Arten von Vergnügen, die die Menschen als wertvoller ansehen. Diese sind nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ von den niederen zu unterscheiden. Solche qualitativ höheren Genüsse sind in der Liebe zur Freiheit, zu persönlicher Unabhängigkeit und zur Macht zu sehen. Ein geistiges Wesen kann aus anderen Quellen der Glückseligkeit schöpfen als ein tierisches Wesen, und es wird mit den Genüssen des letzteren sich nicht zufrieden geben können. „Es ist besser ein unbefriedigtes menschliches Wesen zu sein, als ein befriedigtes Schwein, besser ein unbefriedigter Sokrates als ein befriedigter Tor".[3]) Hier müssen wir die Frage an Mill richten: Wie kann man unterscheiden zwischen diesen zwei

---

[1]) Utilitarismus. Ges. Wk. I S. 134.
[2]) Utilitarismus. Ges. Wk. I S. 134.
[3]) Utilitarismus. Ges. Wk. I S. 137.

Arten von qualitativ verschiedenen Genüssen, um die höheren wählen zu können? Mill antwortet darauf mit dem Hinweis auf das Verhalten derer, welche beide Arten von Vergnügen erfahren haben. Wird eines von zwei Vergnügen „von denjenigen, welche mit beiden hinlänglich bekannt sind, insoweit über das andere gesetzt, daß sie es demselben vorziehen, selbst wenn sie wissen, daß es mit einer höheren Summe von Mißbehagen verbunden ist, und daß sie dasselbe auch nicht gegen die größte Quantität des anderen Vergnügens, deren ihre Natur fähig ist, vertauschen möchten, so sind wir berechtigt, dem vorgezogenen Vergnügen eine Überlegenheit in der Qualität zuzuschreiben, welche die Quantität soweit überwiegt, um sie vergleichungsweise als etwas geringfügiges erscheinen zu lassen".[1]) Wovon die Wahl der Kenner abhängt, sagt Mill nicht. Er setzt bei ihnen ein intuitives Gefühl für den qualitativen Unterschied der Vergnügungen voraus.

Bentham und James Mill dagegen haben diesen qualitativen Unterschied überhaupt nicht gemacht. Für Bentham ist die Lust nur quantitativ verschieden. Ob Wohlwollen oder Übelwollen die Triebfedern sind, die Genüsse sind qualitativ gleichartig. „Bei gleicher Quantität des gewährten Vergnügens", sagt Bentham, „ist Nadelschieben ebenso gut wie Poesie".[2]) Bentham hat „die Lust als solche" als ethisches Kriterium konsequent angewandt. Es gibt nur e i n e Lust, die in größerem oder kleinerem Maße zu genießen ist. Er arbeitet nur mit den verschiedenen Größen des Vergnügens. Ihm kommt es darauf an, ob das Vergnügen ohne Rücksicht auf seinen Ursprung oder sein Wesen das intensivste, das größtmögliche ist, und um dies feststellen zu können, versucht er eine hedonistische Schätzungsmethode. Er gibt eine Liste der Lust- und Unlustempfindungen und zeigt die Bedingungen auf, die die eine Lustempfindung wertvoller als die andere machen. Wenn jemand den Wert eines Vergnügens an sich untersucht, und in Beziehung auf ein Einzel-

[1]) Utilitarismus. Ges. Wk. I S. 136.
[2]) vgl. Mill über Bentham. Ges. Wk. X S. 184.

wesen beurteilt, so ist der Wert, an sich betrachtet, von der Intensität, Dauer, Sicherheit oder Unsicherheit, Nähe oder Ferne der gewahrten Lustempfindung abhängig. Weiterhin wird der Wert einer Lustempfindung nach der Tendenz der zugrunde liegenden Handlung in der Weise beurteilt, daß man 1. nach der Fruchtbarkeit, d. h. nach der Wahrscheinlichkeit fragt, daß andere ähnliche Gefühle folgen werden, 2. nach der Reinheit, d. h. der Wahrscheinlichkeit, daß andere unähnliche Gefühle nicht folgen werden. Wenn endlich der Wert des Gefühls in Beziehung auf die Anzahl der Mitfühlenden betrachtet wird, dann beurteilt man nach der Ausbreitung, d. h. nach der Zahl der Personen, die Teil daran nehmen.

In dieser Beurteilungsweise der menschlichen Handlungen blieb Bentham durchaus konsequent. Das Kriterium ist die Lust an und für sich. Unrecht entsteht, wenn das Quantum der Lustempfindung kleiner und die Zahl der daran teilnehmenden Personen geringer ist als sie hätten sein können. Mills ethisches Gefühl konnte mit dieser rein arithmetischen Betrachtungsweise nicht zurecht kommen. Intellektuelle und soziale Genüsse erschienen ihm wertvoller als z. B. rein sinnliche. In diesem Punkte steht Mill mit dem Nützlichkeitsprinzip seiner Schule in Widerspruch. Bei ihm ist nicht mehr die Lust als solche das Entscheidende, sondern das Urteil derjenigen, die die Erfahrung der qualitativ höheren und der qualitativ niederen Lust gemacht haben, und er nimmt an, daß diese unbedingt die qualitativ höhere Lust wählen, auch wenn sie quantitativ nicht die größere ist. Wenn aber das Lustquantum nicht bestimmend ist, dann muß er sein Grundprinzip aufgeben. Diese Inkonsequenz hat Bergmann in seiner Rektoratsrede „Über Utilitarismus“ erwähnt, und auch sein Gegner Gizycki meint, daß Bergmann hier vollkommen Recht habe.

Professor Bain[1]) dagegen ist der Meinung, daß Mill Recht

---

[1]) Bain, „J. S. Mill. A. Criticism“ p. 113.

hat, vom Standpunkt des Utilitarismus aus einen qualitativen Unterschied zu machen. Er will die qualitativ höheren Genüsse mit den aus altruistischen Handlungen hervorgehenden Lustempfindungen identifiziert wissen. Mit anderen Worten, Bain nimmt an, daß die Lustempfindungen des Wohlwollens auf einer höheren Stufe stehen, als die der Selbstliebe, und von diesen qualitativ verschieden sind. Er scheint aber auch „die Lust als solche“ als Prinzip aufzugeben. Warum sind Lustempfindungen, an denen andere teilnehmen, wertvoller für mich als die, die ich allein genieße? Keineswegs weil sie intensiver sind. Entweder betrachtet Bain als einzigen Unterschied die größere Ausdehnung oder er ist hier unbewußt Intuitionalist oder Rationalist und bekennt sich zu dem Prinzip des Wohlwollens, das später Sidgwick als einen Grundsatz seiner Lehre aufstellte: „Man ist moralisch ebensosehr verpflichtet, für das Wohl eines anderen zu sorgen als für sein eigenes.“ Jeder solche qualitative Unterschied gibt die Undurchführbarkeit des Lustprinzips zu.

Mills zweites Hauptargument, daß seine Lehre keine selbstsüchtige sei, kann man ohne weiteres anerkennen. Es ist das Wohl der größten Anzahl, nicht das des Individuums, das Mill als Ziel des sittlichen Handelns vorschwebt. Wir müssen aber fragen, wie er seinen Universalismus begründet, und ob er von seinen Prinzipien aus Universalist sein kann. Das führt uns zur Untersuchung der psychologischen Lehre Mills vom Begehren und Wollen und zu der Betrachtung seiner Äußerungen über die Sanktionen und den Beweis des Utilitarismus.

Kapitel IV.

Mills psychologische Basis.

Mills Lehre und die seiner Vorgänger stimmen hier ganz überein. Was sie trennt, ist einmal, daß Mill die Lehre undeutlicher als seine Vorgänger ausspricht, zweitens, daß er in anderen Teilen seiner Werke Behauptungen aufstellt, die

seiner eigenen Psychologie widersprechen. Die ganze Schule von Bentham bis Prosessor Bain bekennt sich zu der Lehre, die man psychologischen Hedonismus genannt hat. Bentham drückt sich darüber ganz unzweideutig aus. „Die Natur hat die Menschen in die Macht zweier souveräner Herrscher gegeben: Schmerz und Lust. Ihnen verdanken wir alle unsere Ideen; auf sie beziehen wir alle unsere Urteile, alle Bestimmungen unseres Lebens. Wer behauptet, sich dieser Herrschaft entziehen zu können, weiß nicht, was er sagt: selbst in dem Augenblick, wo er die größten Vergnügen von sich weist und die lebhaftesten Schmerzen ergreift, ist es sein einziges Ziel, das Vergnügen zu erstreben, den Schmerz zu meiden“.[1]) Ganz ähnlich sagt James Mill: „Die Lustvorstellung und das Begehren sind zwei Bezeichnungen für ein und denselben Bewußtseinszustand.“[2]) John Stuart Mill glaubt, „daß es zwei völlig untrennbare Erscheinungen sind, wenn wir etwas wünschen und es vergnüglich finden, oder wenn wir etwas verabscheuen und es als leidvoll betrachten, oder besser, daß es sich in beiden Fällen nur um zwei Seiten einer und derselben Erscheinung, ja nur um zwei Namen für ein und dieselbe psychologische Tatsache handelt. Ein Ding (von seinen Folgen ganz abgesehen) für wünschenswert oder für vergnüglich halten, sei also dasselbe; eine Sache wünschen ohne Rücksicht auf die mit ihr verbunden gedachte Lustempfindung, sei eine physische und metaphysische Unmöglichkeit“.[3])

Hier sprechen Bentham und James Mill die Ansicht aus, daß wir psychologisch ein Ding begehren, weil wir es als lustbringend betrachten. Das Lust- oder Unlustgefühl ist nicht nur Motiv des Handelnden, sondern auch Endzweck des Handelns. Das einzige Ziel ist nach Bentham „das Vergnügen zu erstreben, den Schmerz zu meiden“.[4]) Wir streben

---

[1]) Prinzipien der Moral und Gesetzgebung. Kap. I, 3. 4.

[2]) James Mill Analysis Vol II. p. 192.

[3]) Utilitarismus. Ges. Wk. I. S. 171.

[4]) Bentham. Prinzipien der Moral und Gesetzgebung S. 4.

bloß deshalb nach einem Ziel, weil in unserer Vorstellung seine Erreichung als Lust gedacht wird. Hier konnte wohl die Frage auftauchen: Kann man nicht eine Entscheidung für die beste halten und dennoch genau entgegengesetzt handeln? Der Spruch Ovids „video meliora proboque, deteriora sequor“ scheint manchmal den Tatsachen zu entsprechen. J. S. Mill sagt „daß es zwei völlig untrennbare Erscheinungen sind, wenn wir etwas wünschen und es vergnüglich finden, oder wenn wir etwas verabscheuen und es als leidvoll betrachten“. („Desiring a thing and finding it pleasant, aversion to it and thinking of it as painful are phenomena entirely inseparable or rather two parts of the same phenomena“ [1]). Er drückt sich hier sehr zweideutig aus. Das Finden und das Betrachten (finding and thinking) sind psychologisch ganz verschiedene Bewußtseinszustände. Man könnte möglicherweise sogar zwei Theorien aufstellen, die Mill und Bentham als identisch angesehen haben. Es ist nicht dasselbe, wenn ich sage: „Ich vollziehe diese Handlung, weil es mir in diesem Augenblick am angenehmsten ist so zu handeln“, und „ich vollziehe diese Handlung, weil ich hoffe, daß mir nach deren Vollendung Lust zuteil wird.“ Diesen Unterschied haben weder Mill noch seine Vorgänger gemacht. Mills Meinung ist, daß wir in in einem bestimmten Augenblick gerade so und nicht anders handeln, weil wir diese Handlung in dem betreffenden Moment angenehm finden und als lustbringend vorstellen. Das Motiv und der Zweck des Handelns sind Lust. Diese Ansicht hat sich in der Schule so fest eingewurzelt, daß J. S. Mill davon nicht loskommen konnte. Wir dürfen hier nicht vergessen, daß dieser Lehre nach nur meine eigene Lust mich zum Handeln bestimmen kann. Die Lust eines anderen kann mich nur beeinflussen, insoweit sie durch die Kraft der Sympathie oder der Vorstellungsassoziation als meine Lust gedacht werden kann.

Hier zeigt sich uns ein schwacher Punkt in der utilita-

6 [1]) Utilitarianism. p. 58.

ristischen Psychologie. Motiv oder Beweggrund und Zweck werden identifiziert. Aus der einfachen Tatsache, daß unsere Lust- und Unlustgefühle einen wesentlichen Bestandteil unserer Motive bilden, folgern die Utilitarier, daß der Endzweck unseres Handelns nur die Lustempfindungen seien. Daß ein großer Teil jeden Motivs in Lust- oder Unlustgefühlen bestehe, und daß mit jedem Endzweck eine Lustvorstellung verknüpft wird, sowie daß das Erreichen dieses Endzwecks ein Lustgefühl verursacht, wird niemand leugnen. Allein die Behauptung, der Zweck alles Handelns sei selbst dieses Lustgefühl, geht zu weit. Es ist sogar fraglich, ob das Motiv nur als Lustgefühl erklärt werden kann. Wahrscheinlich ist jedes Motiv aus zweierlei psychologischen Tatsachen zusammengesetzt: erstens aus einem Gefühlselement, das den treibenden Faktor ausmacht, und zweitens aus einem Vorstellungselement, das dem Handeln eine bestimmte Richtung gibt. Wird ein Mensch bloß von Gefühlen, z. B. dem der Furcht oder des Zorns, getrieben, dann kann man sagen, daß er überhaupt nicht bewußt handelt. Da nun aber der Mensch aus Motiven handelt, wird er nur dann zum Handeln bewogen, wenn eine Vorstellung, d. h. der Gedanke an etwas Zukünftiges, an ein zu erreichendes Ziel, sich zu dem Triebe gesellt. Wenn wir aber zu einer Handlung nur durch das unmittelbare Lust- oder Schmerzgefühl bestimmt werden, ist es widersinnig noch zukünftige Genüsse als Motive des Handelns zu betrachten. Die zukünftige Lustempfindung existiert als solche nicht, sondern bloß als Vorstellung und der *gehoffte* Genuß kann nur ein Motiv sein, insoweit er imstande ist, den jetzigen Geisteszustand zu beeinflussen. Wird dagegen das Motiv nur als Lustgefühl gedacht und wird der Zweck mit dem Motiv identifiziert, dann kann der Zweck meines Handelns nur *meine eigene* Lustempfindung sein, d. h. ich kann nur selbstsüchtig handeln.

Mills erkenntnistheoretischer Individualismus hat dazu beigetragen, diese seine Lehre für ihn notwendig zu machen. Er übernahm denselben von Hume, welcher die Erkenntnis auf die Geisteszustände beschränkt hatte. Diese Erkenntnis-

theorie erscheint auf dem praktischen Gebiet als psychologischer Hedonismus. Wenn die Erkenntnis auf die Geisteszustände des Subjekts beschränkt wird, so können die Objekte des Begehrens nichts anderes als diese Geisteszustände sein. Wir begehren die Lustempfindungen, die unsere eigenen Handlungen begleiten oder ihnen folgen. Bentham, der kein Metaphysiker war, ist durch psychologische Gründe zu derselben Ansicht gekommen und gründet darauf seine Theorie von der Gesetzgebung. Wenn alle Leute immer so handeln und immer so handeln müssen, daß sie für sich das größte Glück erlangen und den größten Schmerz zu vermeiden suchen, ist die Aufgabe des Gesetzgebers einfach. Er muß mit Handlungen, die der Gesellschaft schaden, Strafen und Schmerzen verbinden, damit sich der Übeltäter von diesem schlechten Wege fern hält.

In ähnlicher Weise betrachten Ricardo und James Mill in der Wirtschaftslehre den Menschen als unter der Herrschaft von Schmerz und Leid stehend. Auf diesem Gebiet findet man von dem Begründer der Wissenschaft, Adam Smith, bis zu Mill selbst eine durchaus individualistische Theorie, die nicht ohne Einfluß auf Mills ethisches Denken bleiben konnte. Sie hat den erkenntnistheoretischen Individualismus Humes sowie die egoistische Richtung der Psychologie Benthams verstärkt und so eine ähnliche Lehre für Mill unvermeidlich gemacht. In seinem Denken aber waren zugleich andere Tendenzen wirksam, die mit diesem individualistisch-hedonistischen Zuge nicht im Einklang standen. „Das Wesentliche jener individualistischen Richtung," sagt Douglas, „welche Mill von seinen Vorgängern überkam, besteht in der Behauptung einer abstrakten Subjektivität als der absoluten vollendeten Wirklichkeit. Es ist die Auffassung der Individualität als eines mehr ausschließenden und ablehnenden denn synthetischen oder vereinigten Prinzips. Der Begriff der menschlichen Persönlichkeit, von dem sie abhängig ist, ist der eines vereinzelten, unzugänglichen und unerforschlichen Subjekts." [1]

[1]) Douglas, J. S. Mill S. 68.

Diese Auffassung hat Mill teilweise modifiziert, indem er, wie wir gesehen haben, den Menschen und seine Handlungen als Objekte der Wissenschaft gleichstellt mit den anderen Objekten der Natur, welche der wissenschaftlichen Forschung zugänglich sind. Wenn wir den Menschen zum Gegenstand der Forschung und Wissenschaft machen, erscheint er in Beziehung zu anderen Tatsachen stehend und als ein Teil der Ordnung der Natur: Um nochmal Douglas zu zitieren: „Mills markanteste philosophische Eigenschaft ist ein wirkliches Bewußtsein vom Menschen als eines Gegenstandes der Erkenntnis; und dieses ist mit der individualistischen Ansicht vom Menschen, als einfach eines ‚Subjekts‘, durchaus unvereinbar.“[1]) Durch diese Betrachtungsweise ist der Individualismus abgeschwächt, und ein Grund, der zum Hedonismus führt, beseitigt.

Außerdem dürfen wir nicht vergessen, daß Mills praktisches Wohlwollen, seine Liebe und sein Interesse für die Mitmenschen ihn zu Äußerungen über die Natürlichkeit der Sympathie und des Mitleids mit anderen veranlaßten, die keineswegs im Einklang mit einer Theorie stehen, welche als Endzweck alles Handelns nur eine persönliche Lustempfindung gelten läßt. Hierher gehören folgende Sätze aus der Schrift über Bentham: „Den Menschen erkennt er nie als ein Wesen an, das fähig ist, geistige Vollkommenheit als einen Endzweck anzustreben und die Übereinstimmung seines eigenen Charakters mit seinem Ideal der Vortrefflichkeit um ihrer selbst willen zu suchen, ohne Hoffnung auf etwas Gutes oder Furcht vor etwas Schlimmem, das aus seinem eigenen Bewußtsein entspringt.“[2]) „Das Streben nach irgend einem idealen Ziel um seiner selbst willen erkennt er kaum als eine Tatsache in der menschlichen Natur an.“[3]) Hat denn Mill die Lehre, die er von seinen geistigen Vätern ererbt hatte, aufgegeben? Man muß diese Frage trotz alledem mit „Nein“ beantworten.

---

[1]) Douglas, J. S. Mill S. 70.
[2]) Über Bentham, Ges. Wk. X S. 159.
[3]) Über Bentham, Ges. Wk. X S. 160.

Die Schrift über Bentham wurde nach dessen Tode im Jahre 1832 geschrieben, in jener Periode von Mills Entwicklung, wo er am weitesten vom Benthamismus entfernt war und unter dem Einfluß von Maurice und Coleridge stand. In dem Traktat „Utilitarismus", der 1854 geschrieben wurde und 1860/61 erschien, bekennt sich Mill ausdrücklich zu dem psychologischen Hedonismus, obgleich auch hier widersprechende Behauptungen zu lesen sind. Was in Mills Schriften dieser überlieferten Lehre der Utilitarier widerspricht, zeugt von seinem ethischen und praktischen Interesse und läßt sich etwa dahin zusammenfassen, daß er das Individuum als kein in sich geschlossenes und selbstsüchtiges Subjekt ansehen will, sondern als ein Glied der Gesellschaft, das Sympathie mit anderen haben kann und eines moralischen und sozialen Strebens fähig ist.

Doch muß zugegeben werden, daß Mill in dieser Frage trotz mancher Beschränkungen öffentlich die Lehre der benthamischen Schule bekennt. Wir müssen uns deshalb im folgenden mit dem Problem beschäftigten: Wie finden Mill und seine Vorgänger einen Übergang von der Lehre des psychologischen zu der des ethischen Hedonismus und besonders zum Universalismus? Vorausgesetzt, daß jeder Mensch immer unter dem Motiv handelt und handeln muß, seine eigene Lust zu vermehren oder Unlust zu vermeiden, — wie kann man da das Gebot auferlegen: Du sollst immer so handeln, daß du das größte Glück der größten Anzahl förderst? Dieses Problem löst Bentham durch seine Sanktionenlehre, James Mill beruft sich hauptsächlich auf seine assoziationspsychologischen Erklärungen, während J. S. Mill beide Methoden benützt und noch einen Gedankengang hinzufügt, den er als Beweis des Utilitarismus bezeichnet. Wir betrachten daher zuerst Mills Beweis und dann die Sanktionenlehre, wie sie bei den verschiedenen Mitgliedern der Schule zu finden ist.

Kapitel V.

Mills Beweis des Utilitarismus.

In den allgemeinen Bemerkungen im ersten Kapitel seines Traktats hat Mill erklärt und im Anfang des vierten Kapitels wiederholt, daß „Fragen nach letzten Zwecken eine Beweisführung im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht zulassen“.[1] Allein er bemerkt: „Das Wort Beweis hat auch noch eine weitere Bedeutung, in welcher dasselbe auf die vorliegende Frage ebensowohl anwendbar ist als auf irgend eine andere philosophische Streitfrage. Der Gegenstand liegt innerhalb des Bereichs der Vernunfterkenntnis, und das Vernunftvermögen hat keineswegs bloß auf dem Wege der Induktion mit der Sache zu tun. Man kann Erwägungen beibringen, welche den Intellekt zu bestimmen vermögen, der Lehre entweder seine Zustimmung zu geben oder sie ihr zu versagen — und dies hat gleichen Wert mit dem Beweis.“[2] Im Lichte dieser Bemerkungen müssen wir Mills Beweis betrachten. Er will „Ewägungen beibringen, welche den Intellekt zu bestimmen vermögen“, sein Prinzip anzunehmen, „daß Glückseligkeit als Endzweck wünschenswert und zwar das einzig Wünschenswerte sei, da alle anderen Dinge nur als Mittel zu diesem Zwecke wünschenswert sind“.[3]

In dem Beweise finden wir drei Punkte.

1. Die Glückseligkeit ist wünschenswert, weil sie gewünscht wird.

2. Die Glückseligkeit ist das **einzig** Wünschenswerte, weil sie **allein** gewünscht wird.

3. Die **allgemeine** Glückseligkeit ist wünschenswert als Endzweck, weil jedes Individuum seine eigene Glückseligkeit wünscht.

Bei dem ersten Punkt verwechselt Mill Tatsache und Gesetz, wie wir deutlich sehen, wenn wir Mill im Original

---

[1] Utilitarismus, Ges. Wk. I S. 165, vgl. S. 131.

[2] Utilitarismus, Ges. Wk. I S. 131.

[3] Utilitarismus, Ges. Wk. I S. 166.

lesen: „The only proof capable of being given that an object is visible is that people do actually see it, the only proof that a sound is audible is that people hear it. In like manner I apprehend the sole evidence it is possible to produce that anything is desirable is that people do actually desire it.“ [1]) Das Wort „desirable“ ist hier zweideutig. Als parallel mit „audible“ und „visible“ heißt es „was gewünscht werden kann“ wie „audible“ „was gehört werden kann“ oder „visible“ „was gesehen werden kann“. Soweit hat Mill recht, wenn er nur behaupten will, daß die Glückseligkeit ein mögliches Objekt des Begehrens ist, aber die gewöhnliche Bedeutung des Wortes ist „was begehrt werden soll“ oder „wünschenswert“, und das zu behaupten hat Mill kein Recht. Man würde sehr merkwürdige Schlüsse ziehen können, wenn man behaupten wollte, daß, weil Leute eine bestimmte Tatsache wünschen, sie auch deshalb gewünscht werden soll. Mills Beweis sagt hier nur: Weil Leute Glückseligkeit begehren, kann die Glückseligkeit ein Objekt des Begehrens sein, — eine Binsenwahrheit, an der kein Mensch zu zweifeln dachte. Von dem „kann“ darf er aber nicht zu dem „soll“ übergehen. Allein obgleich wir Mills Beweis hier als mangelhaft ansehen müssen, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß es einen allgemeinen menschlichen Trieb nach Glückseligkeit gibt und daß die Menschen die Glückseligkeit für ein Gut halten. Schwerere Einwände lassen sich aber gegen Mills weitere Ausführung geltend machen.

In dem zweiten Teile seiner Beweisführung bemüht unser Philosoph sich zu zeigen, daß nur Glückseligkeit gewünscht werde und deswegen das einzig Wünschenswerte sei. Er gibt zu, daß auch andere Dinge gewünscht werden und sogar um ihrer selbst willen gewünscht werden sollen, aber er behauptet, sie würden nur als Mittel zu einem einheitlichen Zwecke der Glückseligkeit gewünscht. Die Tugend habe man zunächst nur erstrebt als ein Mittel zur Glückseligkeit,

[1]) Utilitarianism p. 52

jetzt begehre man sie um ihrer selbst willen, weil durch Vorstellungsassoziation Mittel und Zweck identifiziert werden. Zur Verdeutlichung dieser Assoziation führt Mill als Analogon die Liebe zum Geld an: Geld an sich ist wertlos, aber es wird ursprünglich gesucht, weil man sich dadurch Lust verschaffen kann. Später wird dann der Endzweck vergessen und Geld um seiner selbst willen begehrt. Tatsächlich aber ist Glückseligkeit das einzigmögliche Objekt des Begehrens, und Mill beruft sich hier auf seinen psychologischen Hedonismus, um das zu beweisen.[1] Mit seiner Hilfe glaubt er gezeigt zu haben, daß Glückseligkeit allein gewünscht wird und deshalb das allein Wünschenswerte sei. Ist daher seine psychologische Lehre vom Begehren falsch, so ist auch seine Beweisführung an dieser Stelle hinfällig.

Der Beweis, daß die allgemeine Glückseligkeit wünschenswert sei, lautet: „Es kann kein andrer Grund dafür beigebracht werden, warum die allgemeine Glückseligkeit wünschenswert ist, außer dem, daß jedermann seine eigene Glückseligkeit wünscht.“[2] Hier finden wir bei Mill eine fallacia compositionis: er identifiziert die Gesellschaft als Ganzes und die Gesellschaft als Summe der einzelnen Individuen, aus denen sie sich zusammensetzt. Die Glückseligkeit der Gesamtheit ist etwas ganz anderes als die des einzelnen, und beides kann geradezu entgegengesetzt sein. Die allgemeine Glückseligkeit ist keineswegs die Glückseligkeit jedes einzelnen, und Mill muß beweisen, daß die allgemeine Glückseligkeit ein Glück für das Individuum sei. Bergmann hat dieses Argument Mills in folgender Weise ironisiert: „Jede Katze hat einen Schwanz, also haben die Tausende von Katzen Tausende von Schwänzen und mithin hat jede Katze Tausende von Schwänzen.“[3] Sein Gegner Gizycki gibt zu, daß er (Bergmann) hier vollständig recht habe.[4]

---

[1]) s. oben S. 22.

[2]) Utilitarismus, Ges. Wk. I S. 166.

[3]) Bergmann, Rektoratsrede.

[4]) Vierteljahrsschrift f. w. Phil., J. VIII 1884.

Sidgwick hat in seinen „Methods of Ethics“ [1]) an dieser Stelle auf eine Lücke in Mills Beweisführung hingewiesen. Er ist der Meinung, daß der Beweis die Kluft zwischen der Lust des Individuums und der der größten Anzahl nicht überbrücken kann. Mill hat nicht gezeigt, daß ein Verlangen nach allgemeiner Glückseligkeit in irgend jemand existiere, obgleich er zum Beweis, daß etwas wünschenswert sei, verlangt, daß dieses Etwas gewünscht werde. Sidgwick verwirft den psychologischen Hedonismus und folgt der Lehre von Bischof Butler, [2]) indem er behauptet, daß es einen Trieb des Wohlwollens gebe und daß das Begehren auf tatsächliche Objekte abgesehen von ihren lustbringenden Qualitäten gerichtet werden könne. Die Lücke, die er bei Mill findet, will Sidgwick durch rationelle, intuitive Prinzipien oder Axiome ausfüllen, die er als Rest des alten Intuitionalismus betrachtet, und zwar durch diejenigen der Klugheit, der Gerechtigkeit und des Wohlwollens. Das Prinzip der Klugheit sagt: Auf alle Teile unseres sittlichen Lebens ist derselbe Wert zu legen; das der Gerechtigkeit: Gleiche Individuen sind in gleicher Lage gleich zu behandeln; das des Wohlwollens: Jedermann ist moralisch verpflichtet, das Wohl des andern sowohl als sein eigenes zu suchen, soweit beides erkennbar und erreichbar ist. [3]) Mit den zwei letzten Axiomen glaubt Sidgwick die Pflicht des altruistischen Handelns bewiesen zu haben. Seine Prinzipien sind nur formell, und in dem vierten Kapitel des dritten Buchs sucht er zu zeigen, daß Glückseligkeit das oberste Gut für die Menschheit sei. Seine Beweisführung dafür ist indirekt. Letzter Endzweck muß die Glückseligkeit sein, weil er nichts anderes sein kann; denn weder Tugend — er definiert dieselbe als das Tun des Guten — noch menschliche Geschicklichkeit kann als Endzweck betrachtet werden. Er muß etwas absolut Gutes oder

---

[1]) Sidgwick, Methods of Ethics p. 390.

[2]) Sidgwick, Methods of Ethics, Book I ch. 4.

[3]) Methods of Ethics. Book III ch. 13, § 3 p. 378ff.

Wünschenswertes in dem bewußten Leben sein.[1]) In diesem aber unterscheiden wir drei Seiten, Gefühle, Willen und Intellekt. Der Inhalt des Willens und des Intellekts ist an und für sich nicht wünschenswert, es kann sich also nur um wünschenswerte Gefühle handeln, und diese sind Genuß oder Lustempfindung — Glückseligkeit —.[2]) Sidgwick bemüht sich zu zeigen, warum die Menschen eine Abneigung gegen die Anerkennung der Lust als des Endzwecks für das menschliche Handeln haben. Um dieser den Boden zu entziehen, gebraucht er statt „Lust" lieber die Bezeichnung „wünschenswertes Bewußtsein".[3]) Diese aber ist weiter nichts, als eine petitio principii.

Sutherland hat in einem Artikel in der Zeitschrift „Mind", der den Titel trägt: „Eine sogenannte Lücke in Mills Utilitarismus"[4]) Sidgwick heftig angegriffen. Er behauptet, das vierte Kapitel in dem „Utilitarismus" wolle im Lichte der allgemeinen Bemerkungen im ersten Kapitel gelesen werden, dort aber stehe, daß Fragen nach letzten Zwecken eine Beweisführung im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht zulassen. „Wenn von irgend einer Sache bewiesen werden kann, daß sie gut ist, so kann dies nur durch den Nachweis geschehen, daß sie ein Mittel zur Erreichung einer Sache ist, die ohne weiteren Beweis als gut betrachtet wird."[5]) Das muß zugegeben werden, nicht aber ist einzusehen, inwiefern Mill gezeigt hat, die allgemeine Glückseligkeit sei ein Mittel, um die Glückseligkeit des einzelnen zu erreichen, die allein „ohne weiteren Beweis als gut betrachtet wird". Mill zeigt nach Sutherland, daß das Individuum nach seiner Glückseligkeit trachtet, und er behauptet, wenn es anderen helfen wolle, so könne es das nur tun, indem es die Glückseligkeit des anderen zu vermehren suche. Sutherland gibt zu, daß

---

[1]) Methods of Ethics. Book III ch. 14 p. 395.

[2]) Methods of Ethics. Book III ch. 14 p. 396.

[3]) Methods of Ethics. Book III p. 400.

[4]) Mind. Vol. IX O. S. 1886.

[5]) Utilitarismus, Ges. Wk. I S. 131.

Mill von zwei Voraussetzungen ausgehe, nämlich 1. daß der Mensch seinen Mitmenschen helfen solle, 2. daß er das nur durch die Vermehrung der Lust der anderen tun könne. Die erste, sagt er, gleicht Sidgwicks Intuition des Rechtes; sie spricht nur Sidgwicks Meinung aus, daß die Rechte anderer beachtet werden sollen. Die zweite Voraussetzung findet sich ebenfalls bei Sidgwick, und zwar in dem Kapitel über das höchste Gut. Sutherland scheint vergessen zu haben, daß Mill als Psychologe sich zu der Lehre bekannt hat, daß das Individuum nur seine eigene Lust suchen kann, und daß er uns somit den Nachweis schuldig ist, inwiefern die allgemeine Glückseligkeit ein Mittel dazu sei. Bei Sidgwick, der die Lehre des psychologischen Hedonismus verwirft, liegt die Sache anders. Er braucht nicht zu zeigen, daß es möglich ist, nach der Glückseligkeit der Mitmenschen zu trachten; und da er eine Intuition behauptet, wonach man das Wohl der anderen suchen soll, kann man keinen weiteren Beweis verlangen. Daß Sidgwick eine Lücke in Mills Darstellung gefunden hat, ist kaum zu leugnen: ob er dieselbe aber in einer befriedigenden Weise ausgefüllt hat, ist eine andere Frage, die hier nicht in Betracht kommt.

Bentham und James Mill hatten keinen „Beweis des Utilitarismus" zu geben versucht. Wir gehen daher sofort zu der Lehre von den Sanktionen der Ethik über, welche ihre Antwort auf die Frage enthält: Wie kann der egoistische Mensch zum Trachten nach dem größten Glück der größten Anzahl gebracht werden?

Kapitel VI.

Die utilitaristische Lehre von den Sanktionen der Ethik.

Die Frage über Selbstliebe und Wohlwollen und ihr Verhältnis zueinander hatte eine hervorragende Stellung in der englischen Ethik eingenommen. Die egoistische Lehre

von Hobbes hatte großen Anstoß erregt, und seine Nachfolger bemühten sich, ihr gegenüber das Vorhandensein altruistischer Triebe zu beweisen. Shaftesbury hatte behauptet, daß die Triebe der Selbstliebe und des Wohlwollens in harmonischer Weise das Wohl der Gesamtheit und des einzelnen zugleich bezwecken. Ein übertriebenes soziales Gefühl aber ist der Gesellschaft ebenso schädlich wie dem einzelnen, während eine übermäßige egoistische Neigung seinen eigenen Zweck verfehlt. Bischof Butler, der auf die englische Ethik einen sehr großen Einfluß ausgeübt hat, hatte die Meinung vertreten, daß Selbstliebe und Gewissen nie in Zwiespalt kommen können. Das Gewissen wird von ihm als der autoritative Führer des Lebens hervorgehoben. Sollte es uns aber eine uns selbst schädigende Handlung vorschreiben, dann muß das reflektive Prinzip der Selbstliebe eintreten und die lenkende Macht übernehmen. „Wenn wir uns in einer ruhigen Stunde hinsetzen, dann können wir weder dieses noch jenes Streben rechtfertigen, bis wir überzeugt sind, daß es unsere Glückseligkeit fördern oder dieselbe jedenfalls nicht vermindern wird.“[1]) Hutcheson glaubte, die ruhige Selbstliebe sei an und für sich weder moralisch noch unmoralisch, die Handlungen, die aus ihr folgen, seien moralisch indifferent. Zugleich bemühte er sich vermittelst einer eingehenden Analyse der Bestandteile der Glückseligkeit zu zeigen, daß Rücksicht auf das eigene Interesse immer mit dem moralischen Sinne und dem Wohlwollen zusammenfalle.[2]) Im Gegensatz zu den späteren Utilitariern war er der Ansicht, daß die Gesinnung und nicht die Folgen der Handlungen das Objekt des moralischen Urteils sei. Er stellte das Wohlwollen als die höchste Tugend dar,[3]) wollte dasselbe aber nicht als die einzige ansehen und fügte eine

---

[1]) Sermon XI. Selby Bigge. British Moralists. II. p. 240.

[2]) Hutcheson, Inquiry concerning moral good and evil. § 116; Selby Bigge II. p. 103.

[3]) Hutcheson, Inquiry concerning moral good and evil. § 112; Selby Bigge II. p. 99.

Liste der von dem moralischen Sinne gebilligten Tugenden hinzu. Hume knüpfte hier an, untersuchte diese sogenannten Tugenden und fragte: „Warum werden alle diese Qualitäten, bei denen er zwischen „natürlichen“ und „künstlichen“ unterschied, gebilligt?“ Er gab zur Antwort: Weil sie nützlich oder angenehm für den einzelnen oder für die Gesellschaft sind. Hume übersah die Tatsache, daß fast alle Handlungen, die wir als unsittlich ansehen, dem einzelnen, während er die Handlung begeht, Lust verschaffen. Die Frage, warum man das allgemeine Wohl suchen soll, beantwortet er mit der Behauptung, daß das allgemeine Wohl die Lust des einzelnen fördere. Weil er keinen Gegensatz von Einzel- und Gemeinwohl anerkennt, beschäftigt er sich gar nicht mit der Frage, wie die Selbstsucht des einzelnen gezügelt werden müsse, wenn sie mit dem Gemeinwohl in Konflikt kommt.

Paley, der Theologe unter den Utilitariern, bemerkt in seinen „Principles of Moral and Political Philosophy“ erst recht deutlich den Unterschied zwischen der Lust des Handelnden und der Lust des von der Handlung Betroffenen. Er bekennt sich zu der Theorie des psychologischen Hedonismus, daß der Beweggrund („Motive“) des Handelns immer die Lust des Handelnden sei und versucht die Frage zu beantworten: vorausgesetzt, daß der Beweggrund Lust des einzelnen und der Endzweck die allgemeine Glückseligkeit ist, wie sind dann beide zu vereinigen? Er löst das Problem durch seine theologischen Voraussetzungen. Der Wille Gottes ist der Grund des moralischen Gesetzes und die letzte Quelle seine Autorität. Tugend ist das Wohlwollen im Gehorsam gegen Gott und um der ewigen Seligkeit willen. Nach Paley ist ein Mensch zum Handeln verpflichtet, wenn er durch ein starkes Motiv, das aus dem Willen eines anderen hervorkommt, getrieben wird.[1] Gott will für alle Menschen Glückseligkeit und zwingt sie, dieser Glückseligkeit für sich wie

[1] Paley, Moral Philosophy p. 72.

für andere nachzustreben. In dieser Weise ist das letzte Motiv eines sittlichen Lebens die Erwartung ewiger Strafen oder Belohnungen. Die Sanktion der Moral ist das Höllenfeuer. Für diejenigen, die von der Wahrheit seiner theologischen Dogmen nicht überzeugt sind, kann Paley keinen Grund angeben, warum sie moralisch handeln sollen.

Auch Bentham ist der festen Überzeugung, daß jeder vernünftige Mensch als Endzweck seines Strebens sein eigenes Glück ansieht, und sucht zu zeigen, wie man Motive hervorrufen kann, die den Menschen bewegen können, nach dem allgemeinen Glück zu trachten. Das geschieht durch die Sanktionen, die er folgendermaßen definiert: „Die Unlust oder die Lust, die sich an die Beobachtung eines Gesetzes knüpft, bildet dasjenige, was man die Sanktion dieses Gesetzes nennt.“ [1]) Dieselbe ist nach Bentham vierfach.

1. Die physische oder natürliche Sanktion.

„Die Lust- und Unlustempfindungen, die man im gewöhnlichen Laufe der Natur, wie diese durch sich selbst, ohne Einschreiten der Menschen wirkt, erfahren oder erwarten kann, bilden die physische oder natürliche Sanktion.“ [1]) Diese Sanktion, bemerkt Bentham, ist die einzige, die immer wirkt. Das Überschreiten des Naturgesetzes bringt unfehlbar seine Strafe mit sich. Er denkt dabei namentlich an die gesundheitlichen Schädigungen, die als Folgen eines schlechten Lebenswandels unbedingt dem Übeltäter zuteil werden.

2. Die moralische Sanktion.

Darunter versteht Bentham „die Lust- und Unlustempfindungen, die Billigung und Mißbilligung, die man von seiten der Menschen vermöge ihres Hasses, ihrer Achtung oder Verachtung, kurz, ihrer freiwilligen Gesinnung gegen uns erfahren oder erwarten kann“.[1]) Bentham nennt diese Sanktion mit verschiedenen Namen, die seine Meinung erklären. „Man kann sie Volkssanktion, die Sanktion der

---

[1]) Prinzipien der Moral und Gesetzgebung S. 38.

öffentlichen Meinung, der Ehre oder der Lust- und Unlustempfindungen der Sympathie nennen."[1])

3. Die politische Sanktion.

Diese wird gebildet durch die Lust- oder Unlustempfindungen, die Strafen oder Belohnungen, die man von der Regierung auf Grund der Gesetze erfahren oder erwarten kann. Sie kann auch die „gesetzliche Sanktion" genannt werden.

4. Die religiöse Sanktion.

Die Lust- oder Unlustempfindungen, welche die Verheißungen oder Drohungen der Religion enthalten oder in Aussicht stellen, bilden die letzte Sanktion in Benthams Schema.

Mit diesen einfachen Voraussetzungen glaubt er die Handlungen der Menschen erklären zu können und ein Mittel gefunden zu haben, durch das die Menschen zu sittlichem und sozialem Handeln gebracht werden können. Ein Mensch überlegt sich beispielsweise, ob er drei oder vier Flaschen Sekt trinken will. Die Möglichkeit oder Erwartung der unangenehmen Folgen am nächsten Morgen entspricht Benthams physischer Sanktion, die Möglichkeit oder Erwartung der Verachtung von seiten seiner Nachbarn bildet die sogen. moralische Sanktion, die Möglichkeit, daß er auf der Straße Anstoß erregen und auf die Wache gebracht werden könnte, wäre die politische Sanktion, während die Möglichkeit oder Erwartung der Strafe in einem zukünftigen Leben durch die religiöse Sanktion ausgedrückt würde.

In solcher Weise versucht Bentham eine Lösung des vorliegenden Problems, und man muß gestehen, daß er, vom Standpunkte des Gesetzgebers aus, viel geleistet hat. Aber ist die Sittlichkeit nicht mehr als der durch Furcht erzwungene Gehorsam?

---

[1]) Prinzipien der Moral und Gesetzgebung S. 39.

Wenn man fragt, ob diese Sanktionen in irgend einem bestimmten Falle genügen, um den Menschen das Handeln zu empfehlen, das für die Gesellschaft das beste ist, gerät Bentham in Verlegenheit. Er konnte nicht wie Paley seine Zuflucht zu dem Willen Gottes nehmen und sagen, daß dieser das Wohlwollen verlange. In den Schriften, welche schon zu seinen Lebzeiten erschienen, behauptet er nicht, daß das Wohl der größten Anzahl immer mit dem des einzelnen zusammenfalle, betont allerdings ebensowenig die Möglichkeit eines Konfliktes zwischen beiden.[1]) Jedenfalls aber weisen viele Stellen[2]) darauf hin, daß das Wohl des einzelnen und das der Gesamtheit nur dann im Einklang stehen könnten, wenn die Gesetzgebung reformiert, neue Strafen und neue gesetzliche Einrichtungen getroffen würden. Dagegen scheint Bentham in seinen späteren Jahren die Ansicht Butlers geteilt zu haben, daß es keinen Konflikt zwischen privater und allgemeiner Glückseligkeit geben könne. In der hinterlassenen „Deontologie“, die von Bowring herausgegeben wurde, ist überall vorausgesetzt, daß das Interesse des einzelnen unfehlbar mit dem der Gesellschaft identisch sei. Von diesem Standpunkt aus ist das Laster Resultat einer falschen Berechnung der Folgen, somit nur ein arithmetischer Fehler. Damit wird die Sittlichkeit zur weltlichen Klugheit degradiert. Weder so noch durch die Sanktionen, die nur ein Mittel sind, um die Menschen durch Zwang an der Gesetzesübertretung zu hindern, kann das sittliche Handeln, viel weniger die innere sittliche Gesinnung erklärt werden.

James Mill sieht diese Schwierigkeit deutlicher als Bentham. Weder er noch John Stuart Mill teilten Benthams spätere Überzeugung, daß das Privatinteresse mit dem all-

---

[1]) Er scheint die Möglichkeit zuzugeben im Falle des Selbstmörders, der, Benthams Ansicht nach, die sozialen Interessen den eigenen aufopfert. Wk. I p. 479.

[2]) z. B. Principles of Penal Law. Wk. I p. 546ff.

gemeinen nicht kollidieren könne. Das Problem: Wie kann ich von einer psychologischen Theorie der reinen Selbstsucht aus eine Moral des allgemeinen Wohlwollens deduzieren? dieses Problem sucht James Mill, wie oben angedeutet, durch seine Assoziationslehre zu lösen. Er beschreibt den Entwicklungsgang, wodurch Liebe zu Eltern, zu Kindern, zu Freunden und zum Vaterlande durch Assoziation unseres Vergnügens mit der Vorstellung der Mitmenschen, die sie verursacht haben, zustande kommt. Diese moralischen Gefühle sind komplizierte Erscheinungen, aber die Analyse dieses Komplexes, seine Zerlegung in seine verschiedenen Teile zerstört keineswegs die Realität des Gefühls. Das Prinzip der „untrennbaren Assoziation“ oder der „geistigen Chemie“ bürgt dafür. Die Sittlichkeit ist erst durch die äußere Wirkung von Lohn und Strafe uns anerzogen worden. Die Mitmenschen loben und tadeln, und allmählich bilden sich untrennbare Assoziationen von Lob und Tadel mit verschiedenen Handlungen, und damit entsteht das Gefühl des Lobenswerten und des Tadelnswerten.. Diese Tendenz, auf Lob und Tadel anderer zu achten, macht die populäre Sanktion aus, und für das Lobenswerte entsteht so die moralische Sanktion. Das Individuum ist durch die Macht des Lobes und Tadels und ihre Assoziationen veranlaßt, sich Sitten anzueignen, die gewöhnlich als lobenswert angesehen werden, und schließlich folgt er diesen Sitten, weil sie durch die Macht der Gewohnheit an und für sich angenehm geworden sind. Mill findet also seine Lösung in „untrennbarer Assoziation“, aber sind diese Assoziationen wirklich untrennbar? Ist zum Beispiel Undankbarkeit keine wirkliche Tatsache? Diese Erklärung genügt zwar, wenn man fragt: Wie kommt es, daß ich vorsichtig mit Rücksicht auf mein eigenes Interesse handle? Sie ist aber durchaus ungenügend als eine Antwort auf die Frage: Wie kommt es, daß ich moralisch oder altruistisch handle?

John Stuart Mill beginnt sein berühmtes Kapitel „Über die letzte Sanktion des Nützlichkeitsprinzips“ mit der Be-

merkung: „Man hat oft — und es ist dies ganz angemessen — rücksichtlich irgend eines vorausgesetzten moralischen Maßstabs die Frage gestellt, worin seine Sanktion bestehe? was die Gründe („Motives“) seien, weshalb man ihm gehorchen solle? oder besser ausgedrückt: was die Quelle seiner Verbindlichkeit sei? woher er seine verpflichtende Kraft ableite?“ [1]) Mill läßt sich hier und in dem ganzen Kapitel eine Verwechslung zuschulden kommen. Er gebraucht Sanktion und Motiv als Wechselbegriffe, obgleich beide Worte, wie wir bei Bentham gesehen haben, zwei ganz verschiedene Dinge bezeichnen. Die Sanktion ist der Lohn oder die Strafe, die Lust- oder Unlustempfindung, die auf eine Handlung folgt. Das Motiv andererseits ist der Geisteszustand, der den Menschen zum Handeln bestimmt. Der Gedanke an die Sanktion kann Motiv werden, aber die zwei Begriffe dürfen nicht als Synonyma gebraucht werden. Mill behauptet, das Nützlichkeitsprinzip habe alle die Sanktionen, die irgend ein anderes Moralsystem besitzt, oder mindestens könne es dieselben haben. Er teilt die moralischen Sanktionen in zwei Klassen ein, innere und äußere. Die äußeren Sanktionen, die Mill nur kurz behandelt, sind seiner Meinung nach „die Hoffnung auf Gunst oder die Furcht vor Mißfallen von seiten unserer Mitgeschöpfe oder des Lenkers der Welt, verbunden, soweit wir deren fähig sind, mit den Gefühlen der Teilnahme oder Neigung für sie, oder der Liebe und Erfurcht gegen ihn, die uns geneigt machen, seinen Willen ohne Rücksicht auf eigenen Nutzen zu tun.“ [2]) Diese äußeren Sanktionen sollen Benthams physischer, moralischer, politischer und religiöser Sanktion entsprechen. Sind aber Furcht und Hoffnung oder die Gefühle der Teilnahme, die Liebe oder Ehrfurcht äußere Tatsachen? Sie sind vielmehr innere Motive, wenn sie auch vielleicht durch äußere Tatsachen verursacht werden, durch Lohnverheißung oder Strafan-

---

[1]) Utilitarismus. Ges. Wk. I S. 156.

[2]) Utilitarismus. Ges. Wk. I S. 157.

drohung, in denen bei Bentham die Sanktionen bestehen. Motive der Furcht und Hoffnung aber können freilich zur Unterstützung sowohl für ein utilitaristisches Prinzip als für irgend ein anderes herbeigezogen werden. Die Menschen verlangen Glückseligkeit und wünschen, wie Mill betont, ein solches Verhalten anderer gegen sie selbst, das ihrer Meinung nach ihre eigene Glückseligkeit befördert. In dieser Weise kann die ganze Macht der öffentlichen Meinung, des Lobes und des Tadels von seiten der Gesellschaft als eine Sanktion für eine utilitaristische Moral benützt werden. Die religiöse Sanktion erklärt Mill folgendermaßen: Wenn die Menschen an die Güte Gottes glauben, dann müssen diejenigen, die für das Wesen des Guten die Förderung der Glückseligkeit halten, notwendigerweise annehmen, daß diese auch Gott wohlgefällig sei und daß sie, indem sie die Glückseligkeit anderer vermehren, das Gebot Gottes befolgen und einen Lohn in dem künftigen Leben verdienen. Somit hat Mill recht mit der Behauptung, daß der ganze Einfluß äußerer Belohnung und Bestrafung dazu dienen könne, das Prinzip des größten Glücks der größten Anzahl zu unterstützen.

Ausführlicher als die sogen. äußeren behandelt Mill die innere Sanktion, die er zu dem von Bentham gebotenen hinzufügt. „Die innere Sanktion der Pflicht ist, gleichviel nach welchem Maßstab die Pflicht gemessen wird, ein und dieselbe ein Gefühl in unserem eigenen Inneren, eine stärkere oder schwächere Beunruhigung, welche die Pflichtverletzung begleitet, und in richtig ausgebildeten moralischen Naturen sich in den ersten Fällen bis zu einem Zurückschaudern vor derselben wie vor dem Unmöglichen steigert. Wenn dieses Gefühl uneigennützig ist und sich mit dem reinen Begriff der Pflicht, nicht mit einer besonderen Form derselben, oder mit einem der bloß akzessorischen Umstände verbindet, macht es das Wesen des Gewissens aus.“ [1]) Dieses Gefühl tritt nie gesondert auf, sondern stets verknüpft mit nebenhergehenden Ideenver-

---

[1]) Utilitarismus, Ges. Wk. I S. 158.

bindungen, entspringend aus der Liebe, der Furcht, dem religiösen Gefühl, mit Erinnerungen an die Kinderjahre, mit Selbstachtung und Verlangen nach Ehre. Diese Kompliziertheit schien Mill die Ursache zu sein, warum das Gewissen eine so mystische, geheimnisvolle Macht zu haben pflegt. Seine bindende Kraft besteht „in dem Vorhandensein einer Gefühlsmasse, welche erst durchbrochen werden muß, bevor wir etwas tun können, das unseren Maßstab des Rechts verletzt, und der wir, falls wir trotzdem das Recht verletzen, aller Wahrscheinlichkeit nach später in der Form von Gewissensbissen wieder begegnen.“ [1]) Die letzte Sanktion aller Sittlichkeit ist Mills Meinung nach das Gewissen, das er als aus einer Vereinigung verschiedener Gefühle entstanden ansieht. „Da also die letzte Sanktion aller Moralität (die äußeren Beweggründe beiseite gelassen) in einem subjektiven Gefühl in unserem eigenen Innern besteht, so kann ich in der Frage nach einer Sanktion des Nützlichkeitsprinzips nichts finden, was die Anhänger dieses Maßstabs in Verlegenheit bringen könnte.“ [1])

Mill fragt, ob die Gefühle, welche das Gewissen ausmachen, angeboren oder anerzogen sind, und entscheidet sich dahin, daß sie im Laufe der Zeit durch die Erziehung entstehen, aber deshalb keineswegs unnatürlich sind. Er versucht weiter zu zeigen, wie solche Gefühle, die eine Sanktion für die utilitaristische Moral bilden würden, hervorzurufen sind. Es gibt eine natürliche Gefühlsbasis für diese Moral, welche es unmöglich macht, die Assoziationen, welche diese Gefühle ausmachen, wegzuanalysieren. Der Mensch ist ein soziales Wesen. Er lebt in der Gesellschaft und durch sie, sein Wohl ist mit dem der Gesamtheit verbunden. Er denkt sich als Glied einer Genossenschaft. Er findet sich in einer Lage, welche ein Wirken im Verein mit anderen und einen Gebrauch seiner Kräfte im Interesse anderer für ihn nötig macht. Durch

---

[1]) Utilitarismus, Ges. Wk. I S. 159.

die Erziehung wird für ihn das Wohl der Mitmenschen ein Gegenstand der Rücksicht und Aufmerksamkeit. Dieses Gefühl der Einheit mit den Mitgeschöpfen wird auf Grund der Sympathie durch die Einflüsse der Erziehung hervorgerufen und großgezogen, durch die äußeren Sanktionen ein vollständiges Gewebe schützender und kräftigender Assoziationen um dasselbe gewirkt. Mill spricht die Überzeugung aus, daß mit jedem Fortschritt im politischen und sozialen Leben und mit wachsender Zivilisation diese sozialen und sympathischen Gefühle gesteigert werden.

Soviel an dieser Betonung der Sympathie und der Realität der sozialen Triebe auch Mills gemütvoller Geistesanlage zugeschrieben werden muß, so ist doch in diesem Punkt auch zweifelsohne der Einfluß von August Comte zu spüren. Für diesen ist der Mensch vor allem ein soziales Wesen; er betrachtet das altruistische Handeln als den Hauptteil der moralischen Pflicht und das „für andere zu leben" als den letzten Zweck des sittlichen Strebens. Die Sittlichkeit besteht aus einem Kampf zwischen den spezifisch menschlichen Trieben und den tierischen Instinkten, und der Fortschritt der Zivilisation ist daher in dem Wachsen der sozialen und humanitären Interessen zu sehen. Ebenso wie Comte hegt Mill die optimistische Hoffnung, daß mit der Erziehung und Ausbildung des Intellekts die Sympathie und die gegenseitige Liebe unter den Menschen sich so steigern werden, daß endlich sogar der Traum des alten Propheten sich realisieren werde: „Wenn die Völker ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen und hinfort nicht mehr Krieg lernen."

Die letzte Antwort Mills auf die Frage, warum man das Glück des Nächsten zu befördern suchen soll, lautet: Die sympathischen Gefühle werden mit der Zivilisation so sehr vergrößert, daß man sich die Einheit des Menschengeschlechts lebhaft vorstellt und die Lust der anderen als seine eigene Lust empfindet. Diese Gefühle haben die Kraft, die Menschen zu zwingen, das Wohl anderer im Auge zu haben. Hier ist der letzte Grund der Verbindlichkeit nicht die Strafe der

beleidigten Natur, der mißbilligenden Menschen oder eines zürnenden Gottes, sondern etwas rein innerliches, das Gewissen, das Gefühl, daß der Mensch mit seinen Idealen nicht übereinstimmt. Hierin besteht vielleicht der Hauptunterschied zwischen Mill und seinen Vorgängern. Für Bentham war die Moral eine rein äußerliche Sache. Das Gewissen erschien bei ihm nur als ein unbestimmter und unklarer Begriff, der „entweder die Vereinigung der vier Sanktionen oder das Vorherrschen der religiösen“[1]) bezeichnen sollte. Mill ist Moralist, nicht nur Jurist oder Gesetzgeber. Für ihn ist die Moral weder äußere Übereinstimmung des Handelns mit dem Gesetz, das durch Lohn und Strafe sanktioniert wird, noch bloße Lebensklugheit, sondern Gehorsam gegenüber der Stimme des eigenen Inneren, das Bestreben, das vom Gewissen vorenthaltene Ideal im praktischen Leben zu verwirklichen.

Mills Meinung nach ist das Gefühl der Sympathie „im höchsten Grade natürlich.“[2]) Er hofft, die Erziehung zur Anerkennung der Einheit mit den Mitmenschen werde dasselbe so vertiefen, daß es zu einer starken Sanktion für das utilitaristische Prinzip werde. Jedoch ist eine Stärkung der Sympathie bis zu dem Grade, daß sie alle eigennützigen, unsozialen Triebe ausrottet, kaum zu erwarten. Wird die zukünftige Zivilisation in dieser Richtung wirken, oder ist nicht das Gegenteil wahrscheinlicher? In keiner früheren Periode war der Kampf ums Dasein erbitterter als heute. Die Tendenz geht, wie es scheint, viel mehr dahin, unsere Mitmenschen als Hindernisse auf dem eigenen Wege anzusehen, denn als Mitarbeiter, deren Interesse mit dem unsrigen zusammenfällt. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß unsere Sympathie sich offenbar nicht auf alle beziehen kann. Wir können zum Beispiel wenig Sympathie mit anderen Rassen zeigen oder mit Leuten, mit denen wir nichts Gemeinsames

---

[1]) Bentham, Prinzipien der Moral und der Gesetzgebung Kap. 7 Note S. 42.

[2]) Utilitarismus, Ges. Wk. I S. 185.

haben, trotzdem aber haben wir eine moralische Pflicht gegen sie. Weiter auf je mehr Personen unser Interesse und unsere Sympathie sich erstreckt, desto oberflächlicher sind die Gefühle gegen jeden einzelnen. Können wir hier eine Gleichheitsregel aufstellen, daß der eine genau so zu behandeln sei wie der andere? Ist eine solche Regel möglich oder wünschenswert? Ist es nicht im Interesse der sozialen Verhältnisse, die für das Wohl der Gesellschaft so wichtig sind, besser, diejenigen, welche mit uns in näherer Verwandschaft stehen, den anderen vorzuziehen? Solche Probleme bleiben bei Mills Lehre von der Sympathie unbeantwortet, sodaß jedenfalls die Verwirklichung seines Ideals zum mindesten noch in weiter Ferne liegt.

Kapitel VII.

Utilitarismus und Gerechtigkeit.

Das letzte Kapitel in Mills Traktat „Utilitarismus“ behandelt das Verhältnis von Utilitarismus und Gerechtigkeit. Es ist nach Bain der wertvollste Teil des ganzen Traktats. Hier geht Mill von der Verteidigung seines Systems zum Angriff auf die Lehre seiner Gegner von der intuitionalistischen Schule über. Diese glaubten, in dem Prinzip der Gerechtigkeit angeborne Axiome zu finden, die sich durch die Lehre der Utilitarier nicht erklären ließen. Mill fragt zuerst nach dem Inhalt des Begriffs „Gerechtigkeit“. Er erörtert denselben nach seinen verschiedenen Anwendungen und sucht dabei zugleich auf den Grund der moralischen Pflicht hinzudeuten. In dieser Untersuchung ist Mill am wenigsten originell. Er hat sich sehr stark an seine Vorgänger Hume und Bentham angelehnt und ist der Lehre seiner Schule treu geblieben.

Hume hat in seiner „Treatise on Human Nature“ Book III „On Morals“ das Problem der Gerechtigkeit behandelt. Er fand, daß sie eine „künstliche Tugend“ (artificial virtue) sei,

d. h. eine Tugend, die ohne Gesellschaft und soziale Bedürfnisse nicht existieren könne. Sie hat ihre Wurzel in der Selbstsucht des Menschen, die nur ein geringes Maß von Wohlwollen gegen andere aufkommen läßt, weil die Natur in der Gewährung der Mittel zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse karg gewesen ist.[1]) Hume ist hier durch Hobbes und seiner Lehre von dem gesellschaftlichen Vertrag beeinflußt. Obgleich er das historisch Falsche dieser Theorie völlig erkannte, vertritt er doch die Ansicht, daß jede Gesellschaft auf unbewußtem Übereinkommen beruhe, und daß es Eigentum und Gerechtigkeit erst in der auf dem Trieb nach sozialem Leben sich aufbauenden Gesellschaft gebe. Man billige die Gerechtigkeit und die ihr entsprechenden Handlungen, weil sie zum gemeinsamen Leben nützlich seien. Hume sieht alle „Handlungen, Gefühle und Charaktere“ als wertvoll an, wenn sie in einem unparteiischen Zuschauer[2]) Billigung hervorrufen, der dieselben vom Standpunkte der Sympathie mit der Gesellschaft aus beurteilt. „Obgleich Eigennutz das ursprüngliche Motiv, Gerechtigkeit hervorzurufen ist, ist Sympathie mit dem Gemeinwohl der Grund der moralischen Billigung dieser Tugend“ [3]) d. h. der Zuschauer billigt die sogenannten gerechten Handlungen, weil er Sympathie mit dem allgemeinen Wohl hat und wahrnimmt, daß dieselben der Gesellschaft nützlich sind. Von dieser Theorie des sympathischen Zuschauers und seiner uneigennützigen Billigung und Mißbilligung aus, — eine Theorie, die von Humes Zeitgenossen, Adam Smith, weiter ausgeführt wurde, — unterscheidet Hume zwischen sittlich und unsittlich. Zwischen Gerechtigkeit und Zuträglichkeit zieht er keine feste Grenze. Er behauptet sogar, daß „alle nützlichen Qualitäten des Geistes wegen ihrer Nützlichkeit tugendhaft seien“.[4]) Von der Gerechtigkeit selbst sagt er ausdrücklich, daß sie nur deswegen gebilligt werde,

---

[1]) vgl. Works Vol. II p. 267.

[2]) vgl. Wk. Vol. II p. 343 und 57.

[3]) Wk. Vol. II p. 271.

[4]) Wk. Vol. II p. 372.

„weil sie das Gemeinwohl zu fördern geeignet ist, und das Gemeinwohl ist uns deshalb nicht gleichgültig, weil unsere Sympathie unser Interesse dafür erweckt".[1]) Hume ist der Ansicht, daß die Gerechtigkeit, obgleich sie eine künstliche Tugend sei, trotzdem auf einer festen Grundlage des Interesses beruhe, eines Interesses, das in keiner andern Weise befriedigt werden könne als eben durch die von der Gesellschaft geforderte Gerechtigkeit. Weil dieses Interesse unveränderlich ist, sind die Regeln der Gerechtigkeit ebenso fest wie die menschliche Natur selbst.

Bentham hat eine ganz ähnliche Lehre von der Gerechtigkeit. „The foundation of justice is the nation through the channel of the legislature".[2]) (Die Grundlage der Gerechtigkeit ist der Staat, insofern er durch das Organ der Gesetzgebung sich äußert.) Ebenso sagt er in „View of complete Code of Laws" Kapitel II über Ursprung der Rechte und der Pflichten: sie sind „Kinder des Gesetzes", und wie die Gesetze müssen sie „das allgemeine Wohl fördern". Er nennt sie weiter „erdichtete Begriffe"[3]) (ficticious entities), ein Ausdruck, der den „künstlichen Tugenden (artificial virtues) Humes entspricht. Von der Gerechtigkeit sagt er ausdrücklich: „Justice in the only sense in which it has a meaning is an imaginary personage feigned for the convenience of discourse, whose dictates are the dictates of utility applied to certain particular cases".[4]) Mit anderen Worten, die Gerechtigkeit ist ein Name, der keiner Realität entspricht, sie ist vielmehr ein allgemeiner Ausdruck zur Bezeichnung einiger Handlungen, die vom Gesetz verlangt werden und das allgemeine Wohl fördern. In der „Table of the Springs of Action"[5]) (Liste der Triebfedern des Handelns) analysiert Bentham in seiner

---

[1]) vgl. Hume Wk. Vol. II p. 372.
[2]) Bentham Wk. IV p. 305.
[3]) Bentham Wk. II p. 160.
[4]) Bentham Wk. I p. 58 note.
[5]) Bentham Wk. I p. 210.

gewöhnlichen Weise das Gefühl der Gerechtigkeit. Es besteht aus fünf verschiedenen Momenten.

1. Streben nach Selbsterhaltung.

2. Mitleid mit dem einzelnen, der durch die ungerechte Handlung zu leiden hat.

3. Mitleid mit der Gesellschaft, die durch Ungerechtigkeit zu leiden hat.

4. Abneigung oder Zorn gegen jemand, der aus der verübten Ungerechtigkeit Nutzen für sich selbst zieht.

5. Abneigung gegen eine Person, die als Richter die Ungerechtigkeit billigt oder vollziehen läßt.

In dieser Weise erklärt Bentham das Prinzip der Gerechtigkeit und das entsprechende Gefühl. Jenes ist von der Gesellschaft abhängig, dieses entspringt aus einer Mischung von Selbstliebe und Sympathie.

Dagegen fragt Mill nach dem bezeichnenden Merkmal der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit: ob in den verschiedenen Handlungen, welche die Menschen gerecht oder ungerecht zu nennen pflegen, „irgend ein gemeinsames Attribut oder eine Vereinignng von Attributen“ [1]) vorhanden ist. Ist dem so, dann können wir nach Mill entscheiden, „ob dies besondere Attribut oder diese Vereinigung von Attributen in uns eine Empfindung von jener besonderen Art und Stärke vermöge der allgemeinen Gesetze unseres Gefühlslebens erweckt oder ob diese Empfindung keine Erklärung zuläßt und als eine ganz besondere Veranstaltung der Natur zu betrachten ist“.[1]) Um seinen Zweck zu erreichen, untersucht Mill die verschiedenen Fälle, wo man das Prädikat gerecht oder ungerecht anzuwenden pflegt. 1. Es wird für ungerecht gehalten, jemanden seiner persönlichen Freiheit oder seines Eigentums zu berauben, d. h. es ist ungerecht, die gesetzmäßigen Rechte zu verachten. 2. Allein diese Rechte beruhen vielleicht auf ungerechten Gesetzen; dann, sagt man, müssen die moralischen

---

[1]) Utilitarismus, Ges. Wk. I S. 175.

Rechte geachtet werden. 3. Es wird als gerecht angesehen, daß jedermann erhalten soll, was er verdient hat. Aber was heißt verdienen? Ein Mensch, sagt man, hat Gutes verdient, wenn er gut gehandelt hat und Schlechtes, wenn er schlecht gehandelt hat. 4. Es ist ungerecht, Treue und Glauben zu brechen, ein Abkommen zu verletzen oder Erwartungen zu täuschen. 5. Es ist mit der Gerechtigkeit unverträglich parteiisch zu sein. Das gilt besonders vor Gericht; dagegen wird in andern Fällen verlangt, daß man seine Genossen und seine Familie bevorzugt. 6. Mit dem Begriff der Unparteilichkeit ist der des gleichen Rechtes eng verbunden. Jeder behauptet, daß Gleichheit eine Forderung der Gerechtigkeit sei, außer da, wo die Verhältnisse die Ungleichheit als förderlicher erscheinen lassen.

In der Verwirrung, die durch diese Verschiedenheit der Anwendung des Begriffes hervorgerufen wird, sucht Mill Hilfe bei der Etymologie. Aus dieser schließt er, daß das Grundelement in der Gerechtigkeit Übereinstimmung mit den Gesetzen sei oder mit dem, was Gesetz sein sollte. „Es ist ein Merkmal des Begriffes Pflicht in allen seinen Formen, daß jemand mit Recht gezwungen werden kann, dieselbe zu erfüllen. Pflicht ist eine Sache, die von einer Person eingetrieben werden kann, wie man eine Schuld eintreibt.“ [1]) Mill denkt, daß man Handlungen ungerecht nennt, wenn man meint, daß der Täter dafür gestraft werden sollte. In dieser Beziehung bedient er sich der alten scholastischen Ausdrucksweise, wie er sie in der doppelten Moral der asketischen Theologen des Mittelalters fand, indem er Pflichten der „vollkommenen“ und solche der „unvollkommenen Verbindlichkeit“ [2]) unterscheidet und aus dieser Unterscheidung die von Gerechtigkeit, Zuträglichkeit und Würdigkeit ableitet. Für den Scholastiker waren Pflichten der vollkommenen Verbindlichkeit diejenigen, welche man von allen Menschen verlangen darf,

---

[1]) Utilitarismus, Ges. Wk. I S. 182.
[2]) Utilitarismus, Ges. Wk. I S. 183.

Pflichten der unvollkommenen Verbindlichkeit, die zu den „opera supererogativa“ führten und nur von Mönchen und Priestern zu erwarten waren. Nach Mill sind „Pflichten von vollkommener Verbindlichkeit diejenigen, welchen bei einer oder mehreren Personen ein entsprechendes Recht gegenübersteht; Pflichten von unvollkommener Verbindlichkeit sind diejenigen moralischen Verpflichtungen, deren Erfüllung rechtlich nicht beansprucht werden kann“.[1]) In dieser Weise unterscheidet Mill zwischen Gerechtigkeit und Großmut oder Wohltätigkeit. „Gerechtigkeit schließt etwas in sich, was nicht nur zu tun Recht und zu unterlassen Unrecht ist, sondern was auch eine bestimmte Person als ihr moralisches Recht fordern kann.“ [2]) Wenn wir fragen, was ein entsprechendes Recht heiße, so kann Mill nur antworten: Ein Recht haben heißt etwas haben, in dessen Besitz mich die Gesellschaft schützen soll. Auf die Frage: Warum soll die Gesellschaft so handeln? gesteht er einfach, daß er nur den allgemeinen Nutzen als Grund angeben kann.

Somit beruht bei Mill wie auch bei Bentham und Hume die Gerechtigkeit auf der Gesellschaft. Sie ist eine so nützliche Tugend, daß die Gesellschaft sich verpflichtet fühlt, die entsprechenden Handlungen durch Sanktionen zu verlangen. Sie unterscheidet sich von der Zuträglichkeit nur quantitativ; nur dadurch, daß sie in viel höherem Grade nützlich ist. Diesen quantitativen, graduellen Unterschied glaubt Mill freilich als einen qualitativen betrachten zu dürfen.

Das Gefühl der Gerechtigkeit erklärt er in ganz ähnlicher Weise wie Bentham. Seine wesentlichen Bestandteile sind „der Wunsch, eine Person zu bestrafen, welche Schaden angerichtet hat, und das Wissen oder der Glaube, daß es ein Individuum oder mehrere Individuen gibt, welchen der Schaden zugefügt wurde“.[2]) Der Wunsch, jemanden zu strafen, setzt sich aus zweierlei Empfindungen zusammen, die

---

[1]) Utilitarismus. Ges. Wk. I, S. 183.
[2]) Utilitarismus. Ges. Wk. I S. 184.

man als natürlich oder instinktiv bezeichnen kann. Diese sind „der Impuls der Selbstverteidigung und das Gefühl der Sympathie".[1]) Beide sind auch bei den Tieren zu finden. Von diesen zeichnen sich jedoch in diesem Punkt menschliche Wesen dadurch aus, daß sie fähig sind, nicht nur mit ihrer Nachkommenschaft, sondern mit allen menschlichen, ja sogar allen empfindenden Wesen zu sympathisieren und zweitens durch eine entwickeltere Erkenntnis, welche ihrer ganzen Empfindungswelt einen weiteren Umfang gibt. „Das Gefühl der Gerechtigkeit", sagt Mill, „ist demgemäß in jenem einen seiner Elemente, das in dem Wunsche zum Strafen besteht, das natürliche Gefühl der Wiedervergeltung oder Rache, welches durch Einsicht und Sympathie auf solche Unbilden anwendbar gemacht wird, welche die Gesellschaft als Ganzes und uns nur, sofern wir Glieder dieses Ganzen sind, betreffen." [1]) Dieses Rachegefühl hat nichts moralisches in sich. Was moralisch ist, ist ausschließlich seine Unterordnung unter die sozialen Gefühle und die Sympathie, sodaß es deren Befehl erwartet und ihnen gehorcht. In dieser Weise erklärt Mill das Gefühl der Gerechtigkeit, das Handlungen von einem solchen Grade der Zuträglichkeit begleitet, daß unsere Mitmenschen sie als ihr Recht fordern können und die Gesellschaft sie wegen ihrer durch Sanktionen von uns verlangt.

Mill glaubt, mit dem bisher besprochenen gezeigt zu haben, daß die Gerechtigkeit auf der Nützlichkeit beruhe. Auf dem Einwand, daß Nützlichkeit ein sehr unbestimmter Maßstab sei, antwortet er mit einem argumentum ad hominem: Das sogen. Prinzip der Gerechtigkeit ist ebenso unbestimmt wie das der Nützlichkeit. Um diese Behauptung zu erläutern, weist er auf die Tatsache hin, daß verschiedene Meinungen darüber nicht nur unter verschiedenen Völkern und Individuen herrschen, daß vielmehr sogar in der Vorstellung des Einzelnen die Gerechtigkeit weder eine feste

---

[1]) Utilitarismus, Ges. Wk. I S. 185.

Regel, noch ein bestimmtes Prinzip sei. Vielmehr fasse das Wort Gerechtigkeit deren viel zusammen, die nicht immer zusammenstimmten. Als Beispiel erwähnt Mill die Theorien von Strafe und Belohnung. Während einige es für ungerecht halten jemanden zu strafen, um andere abzuschrecken, und einige die Ansicht vertreten, daß Strafe nur dann gerecht sei, wenn sie das Wohl des Übertreters bezwecke, behaupten andere, jede Strafe sei ungerecht. Weiter findet man überall entgegengesetzte Ansichten betreffs des Verhältnisses zwischen dem Verbrechen und seiner Strafe. Die Meinungen, die auf diesem Gebiet über die Bedeutung der Gerechtigkeit herrschen, gehen soweit auseinander, daß nach Mill die einzige Lösung der überall auftauchenden Probleme das Prinzip der Nützlichkeit biete. Das entscheidende Moment muß immer das allgemeine Wohl sein, und der Grund der moralischen Verbindlichkeit ist das größte Glück der Gesamtheit.

In diesem Kapitel sehen wir, daß Mill trotz aller Einschränkungen und Modifikationen, die wir weiter oben berührt haben, doch Utilitarier geblieben ist. Gerechtigkeit ist eine Tugend, weil sie der Gesellschaft nützlich ist. Ihren Ursprung und ihre Existenz verdankt sie der gesellschaftlichen Ordnung. Mill verwechselt jedoch in seiner Behandlung der Frage zwei verschiedene Anwendungen des Wortes Gerechtigkeit. Die Bezeichnung wird erstens auf den menschlichen Charakter und zweitens auf die Gesetze, die in der Gesellschaft herrschen, angewandt. In der letzteren Bedeutung ist der Begriff ein Synonym für Unparteilichkeit, in der ersteren ist er kaum zu unterscheiden von dem der Sittlichkeit. Indem Mill eine scharfe Grenzlinie zwischen Gerechtigkeit und Sittlichkeit ziehen will, scheint er mehr vom juristischen als von ethischen Gedanken beeinflußt zu sein. Es fragt sich, ob man vom Standpunkte der Ethik aus einen solchen Unterschied machen kann. Sollte nicht der Begriff der „Gerechtigkeit“ wie „δικαιοσύνη“ bei Plato und Aristoteles auf das ganze Gebiet des moralischen Lebens anwendbar sein? Der sittliche Mensch ist immer der gerechte Mensch, allein wenn dieser sittliche

Mensch anfängt zu fragen: Wieviele von meinen Pflichten darf ich versäumen, ohne ungerecht zu werden? hört er auf sittlich zu sein. Es gibt ohne Zweifel Handlungen, die gerecht genannt werden müssen und deren Unterlassung als ungerecht angesehen werden dürfte, ohne daß jemand sie als sein Anrecht verlangen kann. Ein Handeln, das dem moralischen Gefühl oder dem sittlichen Ideal entspricht, kann immer als gerecht betrachtet werden. Kann das sittliche Bewußtsein nicht immer alles verlangen, war es als Pflicht erkannt? Der gerechte Mensch ist der sittliche Mensch in seinem Verhältnis zu dem sittlichen Ideal, sofern man dieses als Gesetz betrachtet, das er als Maxime seines Willens ansieht. Der Unterschied zwischen Pflichten der vollkommenen und unvollkommenen Verbindlichkeit ist durchaus juristisch, keineswegs moralisch. Das Gesetz, sei es das bürgerliche oder das der gesellschaftlichen Schicklichkeit, verlangt nur ein begrenztes Maß von Pflichten, allein sind nicht alle moralischen Pflichten von vollkommener Verbindlichkeit? Das persönliche Pflichtbewußtsein fordert mehr als beide, und die moralische Verbindlichkeit ist auch in den Fällen schlechterdings nicht geringer, in denen man die Pflicht versäumen kann, ohne soziale Mißbilligung zu erwecken. Mill ist hier durchaus von den juristischen Tendenzen der benthamischen Lehre beeinflußt. Daher kommt es, daß er die individualistische und persönliche Natur des sittlichen Lebens nicht so stark betont, wie man nach seinen Äußerungen über die letzte Sanktion der Moral erwarten sollte.

Allgemeine Kritik.

Die Frage, ob Mills System als genügend angesehen werden darf, hängt mit der Frage zusammen, ob der Utilitarismus überhaupt eine befriedigende Lösung der ethischen Probleme bieten kann. Diese letztere Frage haben wir hier nicht zu beantworten. Trotz aller schon erhobenen Einwände

taucht die Meinung immer wieder auf, daß nicht nur das sittlich Gute das Angenehmste sei, sondern auch daß dies Gute selbst in der Glückseligkeit bestehe und mit diesem Maßstabe gemessen werden solle. Selbst Kant konnte sich trotz seines ethischen Rigorismus von dem Gedanken nicht losmachen, daß schließlich Sittlichkeit und Glückseligkeit zusammenfallen müssen. Das Verlangen nach Glückseligkeit ist in dem Menschenherzen tief eingewurzelt, und utilitaristische ethische Systeme haben wir wie die Armen allezeit bei uns.

Die Frage, die wir jetzt zu beantworten haben, ist die, ob Mills Utilitarismus ein konsequentes System sei. Kann man sich, vorausgesetzt, daß der Utilitarismus ein befriedigendes Prinzip zur Beurteilung der sittlichen Handlungen darbiete, mit Mills System zufrieden geben? Es scheint mir, daß diese Frage mit „Nein“ zu beantworten ist, und zwar aus folgenden Gründen: Mills erkenntnistheoretische und psychologische Prinzipien führen uns zum Egoismus, nicht zum Altruismus; der qualitative Unterschied, den Mill zwischen den verschiedenen Arten von Vergnügen macht, ist vom utilitaristischen oder hedonistischen Standpunkte aus unhaltbar; endlich: Mills Erklärung des Ursprungs und Wachsens der moralischen Gefühle ist durchaus ungenügend; erst mit Hilfe der später aufgekommenen Entwicklungslehre kann eine solche Lehre wahrscheinlicher gemacht werden. Den zweiten Punkt haben wir schon in eingehender Weise behandelt, die beiden anderen werden wir noch genauer betrachten.

Wie wir gesehen haben, ist Mill in der Erkenntnistheorie ein Schüler David Humes. Dieser hat Ideen für den Inhalt der Erkenntnis gehalten. Ideen sind rein innerliche Phänomene, und Hume wie seine englischen Vorgänger haben große Schwierigkeiten mit dem Problem der Wahrnehmung gehabt, bis Thomas Reid und die schottische Schule eine neue Erklärung zu geben versuchten. Bei Hume hat sich die Lehre von Locke zum Skeptizismus entwickelt, und

Reid beginnt seine Gegenschrift gegen Hume mit einer Polemik gegen die „Lockesche Ideentheorie", die er als die Ursache der Humeschen Skepsis ansah. Mill ist von Reid nicht wesentlich beeinflußt worden. Derselbe gehörte zu der „Common Sense" Schule, der Mills Meinung nach nur die Vorurteile des „profanum vulgus" zu Prinzipien und ewigen Wahrheiten erheben wollte. So blieb Mill bei der Erkenntnislehre Humes stehen. Für ihn ist die äußere Welt nur „eine dauernde Möglichkeit der Empfindung"[1] (permanent possibility of sensation). Empfindungen sind durch Assoziationen verbunden und bilden die Quelle der Erkenntnis. Diese Theorie ist rein subjektiv und individualistisch. Das Individuum ist in die Grenzen seines eigenen Empfindungsvermögens eingeschlossen. Es kann nichts anderes wahrnehmen als persönliche Empfindungen. Diese Tatsache führt zu der psychologischen Lehre, daß das Objekt des Begehrens eine Lustempfindung sei, die nur persönlich und individualistisch sein kann. Das Individuum kann nichts anderes tun als nach eigener Lustempfindung streben. Mills Gebot, als Endzweck des Handelns die allgemeine Glückseligkeit zu erstreben, bleibt ihm ein Ideal, das der einzelne zwar vor Augen haben, niemals aber verwirklichen kann; denn durch eine Schwäche seiner Natur und durch die innere Notwendigkeit seiner eigenen Konstitution ist das Individuum immer gezwungen, allein das eigene Glück zu suchen. Mills Lehre von der Sympathie als einem natürlichen Gefühl oder Instinkt läßt sich mit der psychologischen Lehre vom Begehren und Wollen nicht vereinigen, die er deutlich sowohl in dem vierten Kapitel des Utilitarismus[2]) als in den Erläuterungen zu der „Analyse" von James Mill vertreten hat.[3]) Die Sympathie kann nur dann ein Motiv zum Handeln sein, wenn sie in dem beobachtenden Individuum selbst durch Vorstellungsassoziation ein Gefühl des Schmerzes hervorbringt oder ihre

---

[1]) Mill, Examination of Sir Wm. Hamiltons Philosophy p. 198.

[2]) vgl. Utilitarismus, Ges. Wk. I S. 171.

[3]) James Mill, Analysis Vol. II p. 373.

praktische Betätigung als ein Mittel, die eigene Lust zuvermehren, erscheint. Allein Mills Betonung der Wirklichkeit der Sympathie macht in seinem Denken einen wesentlichen Bestandteil aus, obwohl es mit seinen egoistischen, individualistischen Grundbegriffen nicht übereinstimmt. Er hätte den Kernpunkt seiner Lehre ändern müssen, um Platz für die Sympathie zu finden, die eine so große Rolle in seinem Denken spielt und, wie man wohl sagen kann, für ihn viel wichtiger ist als seine psychologische Lehre.

An dritter Stelle bezeichneten wir Mills empiristisch positivistische Erklärung des Ursprungs und Wachsens der moralischen Gefühle als ungenügend. Seine Ansicht wie die seines Vaters und Benthams ist die, daß die Tugend das Produkt einer „untrennbaren Assoziation" sei. Die Tugend kann zwar um ihrer selbst willen wünschenswert sein, aber ihrem Ursprung und Wesen nach ist sie kein Teil des Endzwecks. Das Ziel ist Glückseligkeit, und zwar selbstverständlich die eigene Glückseligkeit. Die Tugend wurde erstrebt, weil sie zur Lust führte und den Schmerz zu vermeiden geeignet war. Ebenso wurde Geld ursprünglich nicht um seiner selbst willen begehrt, sondern um des Genusses willen, den es bringen kann. Ebenso sind die moralischen Gefühle „im höchsten Grade künstlich und ein Produkt der Kultur".[1]) Im Laufe der Erziehung werden sie durch die untrennbare Assoziation zwischen Lust und Tugend angeeignet, und diese Assoziation wird durch unser Verlangen, im Einklange mit unseren Mitmenschen zu stehen, gestärkt. Mills Voraussetzung ist ein Individuum, das von dem Gefühle des Schmerzes und der Lust durchaus beherrscht wird. Aus diesen ursprünglichen Affekten müssen alle moralischen Gefühle entwickelt werden. Durch Analyse der übrigen Gefühle findet Mill, daß sie alle Lust- und Schmerzgefühle gewesen sind. Er geht dabei einerseits mit seiner Analyse zu weit, andererseits ist er nicht imstande, eine plausible Erklärung zu geben,

---

[1]) Mill, Dissertations and Discussions, Vol II p. 472.

wie die Gefühle außer Lust- und Schmerzgefühl und besonders die moralischen Gefühle entstehen. Man kann zum Beispiel die Sympathie nicht so analysieren, als bestände sie aus zwei Elementen, von denen das eine ursprünglich und das andere das Produkt einer Assoziation ist. Das Gefühl der Sympathie ist einheitlich und bildet selbst ein direktes Motiv zum Handeln. Hier kann keine Rede davon sein, daß man den Zweck vergessen habe und die Mittel aus Gewohnheit benütze. Leslie Stephen findet es sogar fraglich, ob man die Liebe zum Geld nach Mills Schema erklären kann.[1] Geiz scheint ihm eine übermäßige Furcht vor Armut zu sein, somit weniger ein Vergessen des Zwecks im Verfolgen der Mittel als vielmehr eine krankhafte Überschätzung der Mittel zu ihrem Zweck. Seine Methode zur Erklärung des Ursprungs der moralischen Gefühle hat für Mill noch größere Schwierigkeiten, weil er eben wie sein Vater zu der Ansicht gezwungen war, daß die sympathischen Gefühle sich bei jedem einzelnen Individuum im Verlaufe von dessen Leben entwickelten. Ihre Entstehung auf eine der angegebenen Arten wäre allenfalls denkbar, wenn Mill, wie später Spencer und andere Evolutionisten, angenommen hätte, daß dieselbe im Laufe einer langen Entwicklung stattgefunden hätte; freilich hätte ihn eine solche Annahme wiederum zu vielen unbeweisbaren Behauptungen führen müssen.

Ehe wir unsere Betrachtungen über Mill schließen, müssen wir auf einige Punkte hindeuten, an denen Mills Lehre einen Fortschritt über seine Vorgänger hinaus bedeutet.

Hier müssen wir wieder das wahrhaft ethische Interesse Mills betonen. Statt der rein juristischen und äußerlichen Betrachtungsweise, die wir so ausgesprochen bei Bentham finden, haben wir bei Mill die Anerkennung der inneren Natur der Sittlichkeit. Ihre letzte Sanktion ist für ihn nichts äußerliches, sondern ein inneres Pflichtgefühl, obgleich er den Fehler begeht, die äußeren Sanktionen auf gleiche Linie mit

[1] Leslie Stephen, The English Utilitarians, Vol III p. 315.

der inneren zu stellen. Die äußeren Sanktionen, die bei Bentham allein zu finden sind, haben in Wirklichkeit nichts moralisches in sich. Eine äußere Sanktion ist bloß ein Zwangsmittel, und kann daher weder als moralisch noch als unmoralisch angesehen werden. Mill sah, daß die Sittlichkeit eine Sache des Charakters, nicht bloß der äußeren Handlung ist. Trotzdem hat er die Wichtigkeit der Folgen so sehr betont, daß darüber jene Tatsache in den Hintergrund gedrängt wurde. Seine Behauptung, daß „der Beweggrund (motive) mit der Moralität der Handlung nichts zu tun habe, wenn auch sehr viel mit dem Wert des Handelnden“,[1]) zeigt, daß er die vorhandene Schwierigkeit empfand. Wenn man, wie Leslie Stephen[2]) angedeutet hat, Motiv im weitesten Sinne des Wortes versteht, dann beruht eben auf ihm die Moralität des Handelnden. Eine Handlung ist sittlich wenn sie aus einer sittlichen Gesinnung hervorgeht. Dann verschwindet schließlich der Unterschied zwischen der Sittlichkeit des Handelns und der des Handelnden. Trotzdem müssen wir zugeben, daß Mill ein sittliches Ideal vorgeschwebt hat, das nicht nur als Mittel zum Hervorbringen von Lustempfindungen beurteilt werden darf. Er kritisiert Bentham, weil seine Theorie „den Menschen in der Gestaltung seines eigenen Charakters nicht unterstützt“ und nur fähig ist, die äußeren Verhältnisse und auch diese nur in mangelhafter Weise zu gestalten. Die eine Seite der Sittlichkeit, „die Selbsterziehung, die Zucht, der das menschliche Wesen selbst seine Neigungen und seinen Willen unterwirft, läßt das Benthamische System vollkommen unberührt“.[3]) So hätte Mill seinen Lehrer nicht kritisieren können, wenn nicht in ihm selbst die Überzeugung von einem höheren sittlichen Ideal als dem der Nützlichkeit gelebt hätte, das er nur wegen seiner Voraussetzungen nicht zum vollen Ausdruck bringen konnte.

Man pflegt Mills Lehre altruistischen Hedonismus zu

---

[1]) Utilitarismus, Ges. Wk. I S. 147.

[2]) English Utilitarians, Vol. III p. 311.

[3]) Über Bentham, Ges. Wk. X S. 162.

nennen im Unterschied von Benthams egoistischem. Diese Unterscheidung verdankt Mill der Betonung, die er auf die sympathischen und sozialen Gefühle gelegt hat, aber es ist fraglich, ob man so unterscheiden darf. Einmal ist, wie ihn die englischen Philosophen auffaßten, jeder Utilitarismus als ethische Theorie altruistisch, da er als Endzweck und Maßstab des sittlichen Handelns das Glück der größten Anzahl, nicht das des einzelnen, im Auge hat. Das gilt von Benthams Utilitarismus ebensowohl wie von dem Mills. Weiter sind Bentham und Mill, wie wir gesehen haben, in den psychologischen Grundbegriffen einig, die man nur als egoistisch bezeichnen kann. Für Mill wie für Bentham sind die moralischen und sozialen Gefühle Resultate der Erziehung, wenn auch Mill die Sympathie als „im höchsten Grade natürlich" bezeichnet. Der Unterschied ist hier mehr in einer verschiedenen Betonung der einzelnen Seiten als in der tatsächlichen Lehre zu finden, jedenfalls sehen beide die allgemeine Glückseligkeit als Endzweck an. Bentham denkt, das beste Mittel, diese zu erreichen sei das Streben nach unserer eigenen Glückseligkeit. Dagegen ist Mill der Meinung, wenn man nur das eigene Glück im Auge habe, verliere man es, wenn man aber nach dem Glück anderer strebe, finde man das eigene Glück en passant.[1]) Zweifellos kann das Handeln, das aus diesen zwei Gesichtspunkten folgt, sehr verschieden sein, und wenn die von Mill empfohlene Handlungsweise in einem bestimmten Fall altruistisch genannt werden muß, wird man die in demselben Fall von Bentham empfohlene egoistisch nennen, obgleich beide denselben Maßstab anlegen. Immerhin hebt Mill die sozialen Pflichten der Nächstenliebe und des Wohlwollens viel mehr hervor als Bentham; will er doch in dem Grundsatz „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst"[2]) das Ideal der utilitaristischen Moral sehen! Seine Ethik ist trotz der egoistischen Psycho-

[1]) s. Selbstbiographie S. 117 u. Utilitarismus, Ges. Wk. I S. 141—42.
[2]) Utilitarismus, Ges. Wk. I S. 146.

logie altruistisch gedacht, während die Benthams trotz der Anerkennung eines universalistischen Endzwecks egoistisch motiviert ist.

Zudem müssen wir anerkennen, daß es bei Mill durchaus keine Überschätzung des persönlichen Genusses war, was ihn zum Hedonismus führte. Er betrachtet als Endzweck des Handelns die allgemeine Glückseligkeit, und dazu bestimmte ihn nicht Selbstsucht, sondern vielmehr seine Sympathie mit denjenigen, denen in ihrem Leben nicht viel Erfreuliches zuteil wird. Er bemüht sich, das Prinzip von jeder Spur der Selbstsucht und Sensualität zu reinigen. Er behauptet sogar, daß vom Standpunkte des Utilitarismus aus die Handlungen der Selbstaufopferung für andere rückhaltsloses Lob verdienen und sucht sein Prinzip zu idealisieren, indem er dem geistigen Vergnügen vor dem physischen den Vorrang einräumt. Seine Lehre bedeutet keine Nachgiebigkeit gegen die Schwäche oder Selbstliebe der Menschen, sondern sie ist bestimmt von seinen humanitären und philanthropischen Neigungen. In demselben Geiste, mit dem Mill für bessere Volkserziehung, für eine würdigere Stellung der Frau, für persönliche Freiheit kämpfte, ist seine Ethik gedacht, und wir können mit Douglas sagen, daß Mill „die Nützlichkeit zu einem wirklich sittlichen Prinzip“ [1]) gemacht hat.

---

[1]) Douglas, J. S. Mill S. 144.

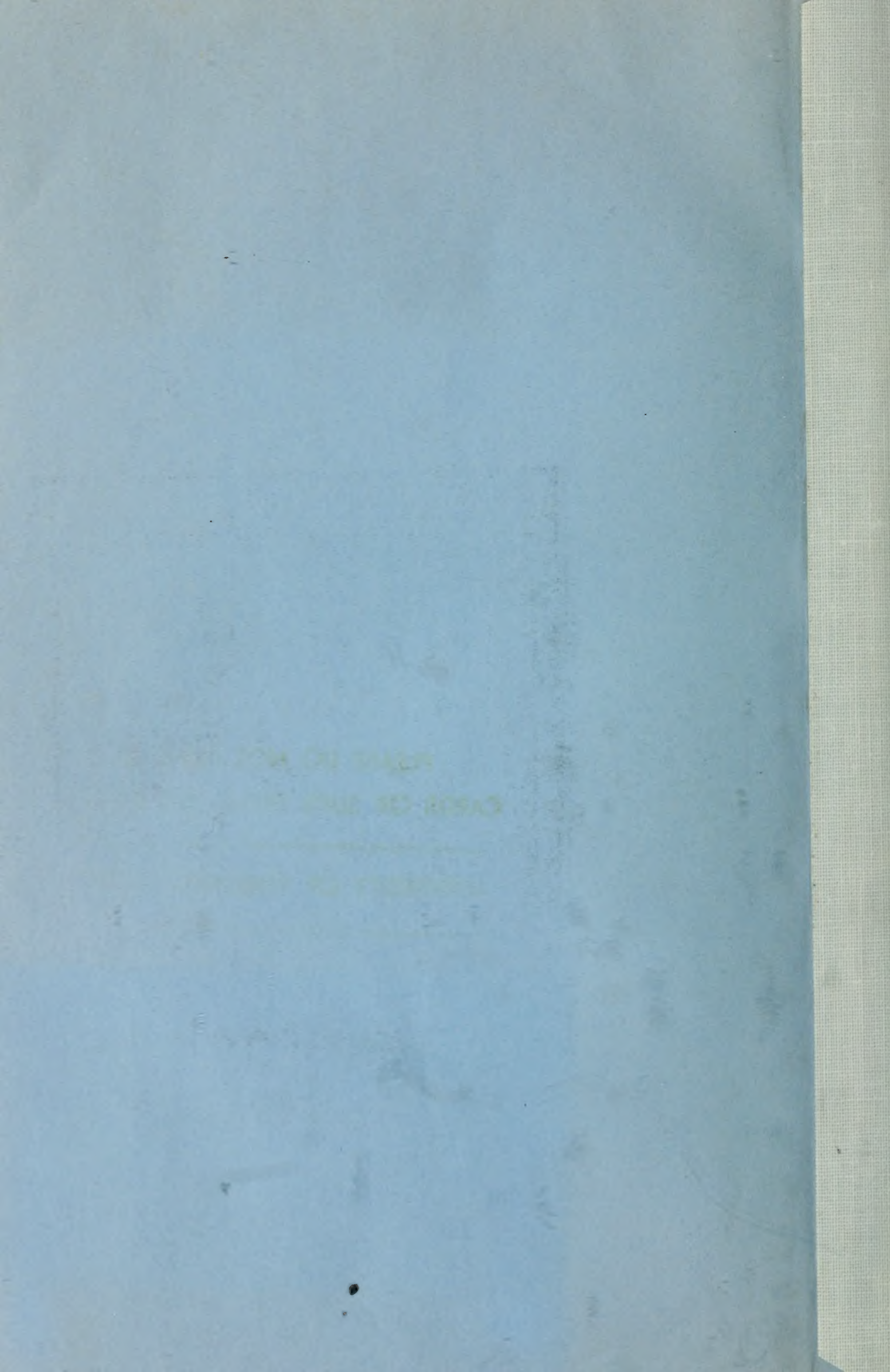
Spezialdruckerei für Dissertationen, Robert Noske, Borna-Leipzig.

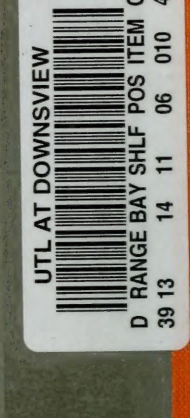
Lebenslauf.

Ich, William Falconer Boyd, evangelisch, wurde am 12. Oktober 1878 als Sohn des verstorbenen Pfarrers Robert Masson Boyd, in Drumlithie, Grafschaft Kincardine in Schottland geboren. In meinem Geburtsort besuchte ich die Volksschule und in Stonehaven das Gymnasium. Nach bestandener Abgangsprüfung wurde ich im Oktober 1896 in der Universität Aberdeen immatrikuliert, wo ich mich dem Studium der Philologie und Philosophie widmete. Im April 1900 promovierte ich dort cum honore primae classis in disciplinis logicis et ethicis zum Magister Artium. Darauf studierte ich Theologie und zwar vier Wintersemester in Aberdeen und ein Sommersemester in Marburg. Nach Beendigung meiner theologischen Studien erwarb ich den Grad eines Baccalaureus Divinitatis im April 1904. Zu meiner weiteren Ausbildung ging ich wieder nach Deutschland und wurde im Sommersemester 1904 in Halle, im Wintersemester 1904—5 in Berlin immatrikuliert. In Halle hörte ich die Vorlesungen der Herren Professoren: Riehl, Kähler, Reischle, Loofs; in Berlin: Stumpf, Lasson, Pfleiderer, Harnack, Gunkel. Zuletzt war ich ein Jahr in Tübingen und besuchte dort die Vorlesungen der Herren Professoren Garbe, Seybold, Maier, Adickes, Spitta und Schlatter.








UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 14 11 06 010